

Zur wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Eschwege und ihres Umfeldes im reichsweiten Vergleich während der Zeit der Industriellen Revolution in Deutschland

Ein regionalgeschichtlicher Beitrag zur Untersuchung der Entstehung von wirtschaftlichen Passivräumen

Thomas Sergej Huck

Der heute nur allzu oft wegen seiner negativen Begleiterscheinungen beklagte funktionale und soziale Wandel im ländlichen Raum Nordhessens von ursprünglich intakten bäuerlichen Siedlungen hin zu den fast schon unwirklich anmutenden Schlafsiedlungen im Einzugsbereich eines einzigen städtischen Oberzentrums, der Stadt Kassel, das zugleich das gewachsene städtische „Antlitz“ und den Charakter der dörflichen und städtischen Siedlungen, bzw., allgemeiner, das des ländlichen Raumes, bis zur Unkenntlichkeit verändert, ist längst bekannt und bereits Gegenstand entsprechender Untersuchungen geworden¹. Mit vorliegendem Beitrag soll versucht werden, den Befund einer diesbezüglichen Untersuchung von Ingo Stöppler, die er exemplarisch anhand mehrerer Orte im engeren und weiteren Einzugsbereichs des Nieder- bzw. Nordhessischen Zentrums Kassel durchgeführt hat, aus historischer Perspektive zu kommentieren, indem die wirtschaftlichen Verhältnisse im Bereich der Landstadt Eschwege während der Industrialisierung Deutschlands² skizziert werden. Eschwege selbst nimmt in I. Stöpplers Arbeit keine zentrale Rolle ein, gehört aber zu den Orten, die sein Untersuchungsgebiet abrunden, das heißt in diesem Falle markiert die Stadt den nördöstlichen Grenzraum in seiner Darstellung. Vorliegender Aufsatz ist ursprünglich, das soll nicht unerwähnt bleiben, als Beitrag für das geplante Eschweger Stadtbuch erarbeitet worden und deckt dort die Phase der Stadtgeschichte während der Industriellen Revolution in Deutschland ab. Schon bei einer ersten Durchsicht der einschlägigen Literatur fiel allerdings auf, daß nicht nur in heimatkundlichen Schriften³, sondern zum Teil auch in der Fachliteratur⁴ ein mitunter eher optimistisches Bild von der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Eschwege während des Industrialisierungsprozesses entworfen worden ist: Charakterisierungen wie Eschwege als eine der „gewerbethätigsten“⁵ hessischen Städte, Eschwege – das „Hessische Elberfeld“⁶, neben Kassel die am weitesten entwickelte Stadt Niederhessens⁷ oder gar „gegen 1860 die größte Landstadt Niederhessens“⁸, legen es nahe, daß Eschwege eine vom Industrialisierungsprozeß besonders bewegte Stadt gewesen ist.

Dem steht allerdings gegenüber, daß in der wirtschafts- und regionalgeschichtlichen Literatur⁹ hinsichtlich der geographischen Verortung des Industrialisierungsprozesses in Hessen – und damit auch im Hinblick auf die Bewertung der Entwicklung Eschweges – vielmehr die Vorstellung von drei relevanten Großräumen vorherrscht, in denen Eschwege selbst und die mit dieser Stadt vergleichbaren Städte eine nur untergeordnete Rolle spielten: das

Rhein-Main-Gebiet mit der verkehrsgünstig gelegenen Banken- und Handelsmetropole Frankfurt, das Lahn-Dill-Gebiet als ein wichtiges Zentrum der Schwerindustrie und im Norden schließlich der Kasseler Raum als sich entwickelndes Verwaltungszentrum bereits in landesherrlicher Zeit sowie als Stätte der metallverarbeitenden Industrie¹⁰. Eschwege, und auch die nicht mehr zu Niederhessen zählende Stadt Hersfeld¹¹, aber genauso Melsungen und weitere, vergleichbare Siedlungs- und Handelsräume, stehen in diesem Bild auf einer anderen Stufe, auf einem deutlich niedrigeren Industrialisierungsniveau. Als solche Orte, die vom Urbanisierungsprozeß des Niederhessischen Oberzentrums, der Stadt Kassel, noch in der Gegenwart erfaßt werden, tauchen diese Städte, zu denen auch Eschwege gerechnet werden muß, schließlich in der angesprochenen Untersuchung von I. Stöppler wieder auf. Auch dort gehören sie keineswegs zu urbanen (Unter-)Zentren, sondern sie sind deutlich von den (Aus-)Wirkungen geprägt, die von den Zentralitätsfunktionen Kassels ausgehen. Von den Charakterisierungen der heimatkundlichen Literatur scheinen sich wenigstens keine Spuren erhalten zu haben – sofern sie denn überhaupt jemals zutreffend gewesen sind. Für diese Vermutung sprechen mehrere, im Verlaufe des Beitrages darzulegende Gründe, die zugleich erkennen lassen, und darin besteht sozusagen zugleich der historisch formulierte Kommentar an die Untersuchung von I. Stöppler, daß die Weichenstellungen dafür, welche Regionen des alten Deutschen Reiches zu den neuen Zentren des modernen Deutschlands werden sollten, nur zum Teil in der Zeit der Industrialisierung vorgenommen wurden, nicht unwesentlich aber schon sehr viel früher gestellt worden sind. Die Feststellung Stöplers, daß der alte Stadt-Land-Gegensatz im Erscheinungsbild, in der Sozialstruktur und in den sozialen Verhaltensweisen unfruchtbar zu werden und sich zunehmend aufzuheben scheint, ist in diesem Sinne nicht nur tief mit den funktionalen, das heißt den infrastrukturellen, ökonomischen und personalen Verflechtungen des ländlichen Raumes mit dem urbanen Zentrum Kassel verknüpft, sondern besitzt zudem eine nicht zu vernachlässigende historische Dimension, die im folgenden anhand der Eschweger Verhältnisse herausgearbeitet werden soll.

Das wirtschaftliche Gefüge der Städte wie Eschwege oder Hersfeld, um nur zwei der „größeren“ zu nennen, reichte zumeist bis in ihre hochmittelalterliche, ökonomische Blütephase zurück. Aber mit Ausnahme von Kassel überlebten die althergebrachten Strukturen den in der Protoindustrialisierung¹² initiierten Strukturwandel, so daß sich die Wirtschaft dieser Städte und ihrer Einzugsräume zur Mitte des 19. Jahrhunderts ihrem Wesen nach kaum von den (spät-) mittelalterlichen Verhältnissen unterschied. Dies gilt in besonderem Maße für die infrastrukturellen Bedingungen und die Rohstoffsituation dieser Städte, die sie spezifisch von den künftigen Industriezentren Deutschlands abhoben: Konnte eine Region keine besonderen Rohstoffvorkommen vorweisen, mußte sie zumindest zentral gelegen sein (und, wie z. B. das Rhein-Main-Gebiet, über eine lange und bedeutsame Handelstradition verfügen), um den Industrialisierungsprozeß erfolgreich zu bewältigen.

Da aber der Eschweger Raum weder das eine noch das andere in nennenswertem Umfange für sich geltend machen konnte, stellt sich die Frage nach der Diktion obengenannter, generöser und plakativer Entwürfe.

Nicht, daß dem nach Lage der Dinge nicht grundsätzlich zuzustimmen wäre: Doch der allzu enge Blick auf den im wesentlichen kurhessischen (und teil-

weise thüringischen) Wirtschaftsraum ist durchaus geeignet, die Suche nach einer angemessenen Fragestellung zu erschweren. Deshalb geht es in diesem Beitrag nicht um die Gegenüberstellung kleinräumlicher Wirtschaftseinheiten¹³. Vielmehr soll hier die Frage nach dem zweifelsfrei vorhanden gewesenen Ausgangspotential gestellt werden: Im Werratal, bzw. im Hinblick auf Kurhessen oder Teile Thüringens, hatte Eschwege im 19. Jahrhundert schließlich keine völlig unbedeutende Position eingenommen!

Zugleich soll nach den grundsätzlich möglichen Entwicklungschancen der Wirtschaft des Eschweger Raumes im Vergleich zum deutschen Wirtschaftsraum insgesamt gefragt werden¹⁴: Dies läßt im Ansatz eine Klärung der gegenwärtigen Situation erwarten: Eschwege, wie das ganze ehemalige nordhessische „Zonenrandgebiet“ überhaupt, gehört seit langer Zeit schon zu den Problemgebieten der deutschen Wirtschaft.

Wie es dazu kam, welche Chancen zur Wende des 19. zum 20. Jahrhundert für diesen Raum bestanden, um die Entwicklung zum ökonomischen Passivraum zu verhindern, wird im folgenden anhand der für die Stadt und ihr Umfeld maßgeblichen Produktionsbereiche untersucht.

Wachstum der Stadt

Die Bevölkerung Eschweges betrug zu Beginn des 19. Jahrhunderts kaum mehr als 4.000 Menschen¹⁵. Am Anfang des 20. Jahrhunderts wohnten 11.113 Menschen im Ort¹⁶. Demnach ist die Bevölkerungszahl im Untersuchungszeitraum fast auf das Dreifache angewachsen; im Jahre 1910 schließlich hatte die Stadt mit 12.500 Einwohnern einen Stand erreicht, den sie nach dem Ersten Weltkrieg erst 1926 mit 12.773 Menschen wieder leicht übertraf¹⁷.

In demographischer Hinsicht sprechen solche Ziffern gegen eine Teilnahme der Stadt am Industrialisierungsprozeß – dies setzte wesentlich dynamischere Wachstumsraten voraus: Städte wie Essen, Duisburg und Dortmund hatten beispielsweise in der zweiten Hälfte der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts etwa gleich viel Einwohner wie Eschwege, nämlich 4.000 bis 5.000 Menschen; Bochum war mit 2.000 Einwohnern gar nur halb so groß¹⁸. Zur Jahrhundertmitte hatte sich die Einwohnerzahl der genannten Städte aber bereits verdoppelt bzw. verdreifacht; in Eschwege hingegen war dies erst runde drei Jahrzehnte später der Fall. Um die Mitte der 1870er Jahre ist diese sich bis zur Jahrhundertmitte nur andeutende Diskrepanz völlig offenkundig gewesen: Die Städte Essen, Dortmund und Bochum sind über das Zehnfache ihrer Größe seit Jahrhundertbeginn angewachsen. Duisburg hing zurück: Es hatte bis dahin nur die sechsfache Bevölkerungszahl seit 1800 erreichen können – Eschwege dagegen hatte sich in diesen Jahren nicht einmal verdoppelt. Um die krassen Unterschiede in der Entwicklung von demographisch ursprünglich ähnlichen Siedlungsräumen¹⁹ vollends zu verdeutlichen, sei ein Blick auf die Bevölkerungszahlen am Vorabend des Ersten Weltkrieges gestattet: Essen war nun 60mal so bevölkerungsreich wie zum Jahrhundertbeginn (295.000 Einwohner), Duisburg 46mal (229.000 Einwohner), Dortmund 54mal (214.000 Einwohner) und Bochum 69mal (137.000 Einwohner) so groß geworden. Demgegenüber wuchs die Eschweger Bevölkerung in diesem Zeitraum lediglich auf das Dreifache ihrer Ausgangsgröße an (12.500 Einwohner), womit es selbst hinter das auf der Ebene des Vergleichs so begehrte Elberfeld zurückfiel, das seine Bevölkerung in dieser Zeitspanne verachtachte²⁰.

Was sagt dieser Vergleich aus?

Zwar ein äußeres, aber dennoch wesentliches Kennzeichen des Industrialisierungsprozesses ist die grundlegende Umgestaltung der von diesem berührten Räume, und zwar in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Hinsicht – nicht zuletzt aber auch im Hinblick auf das in erster Linie städtische Bevölkerungswachstum, das eine verhältnismäßig leicht zugängliche, meßbare und damit eine vergleichbare Größe darstellt, mit deren Hilfe dieser Prozeß deskriptiv erfaßt werden kann. Geradezu charakteristisch läßt sich mittels demographischer Indikatoren die Umwandlung ehemals agrarisch genutzter Räume – wie das Ruhrgebiet oder das Werratal mit Eschwege als einem Siedlungsmittelpunkt – in industrielle Ballungsräume ablesen, bzw. ihr Verharren im ländlichen Siedlungsgefüge erkennen. Damit in enger Verbindung steht das Aufkommen völlig neuer Städtetypen und deren Infrastrukturen, bzw. die Urbanisierung schlechthin.

Auf der anderen Seite aber ist das marginale oder nur zögerliche Wachstum der Regionen mit traditioneller, agrarischer und kleingewerblicher Güterproduktion – und damit oft verbunden: konservativ – beständiger Wirtschaftsstruktur – mit für die neuen, aufstrebenden Industrien ungünstiger Rohstoffsituation ebenso kennzeichnend.

Hierzu, und in diesem Sinne drängen sich dann doch wieder „elberfelder“ Parallelen auf, ist auch Eschwege – sozusagen stellvertretend für zahllose deutsche Landstädte²¹ – zu rechnen: Die Siedlungsräume mit dominierendem Kleingewerbe, wie dem seit alters gepflegten Textilgewerbe und dem Gebrauchsgüterhandel, also die „alten“ Industrie- oder Gewerbestädte, waren in aller Regel, selbst wenn sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch einen bedeutenden Anteil am Wirtschaftsaufkommen ihrer Branche im deutschsprachigen Raum hatten, im Hinblick auf ihr Bevölkerungswachstum kaum mehr mit der Expansion der „jungen“ Industriestädte zu vergleichen. Und dies, obwohl die absolute Größe der Bevölkerung der „alten“ die der „jungen“ Industriestädte mitunter deutlich überstieg. Damit aber befinden sich diese Siedlungsräume am unteren Ende der Skala bei der Messung der mit der Industrialisierung einhergehenden Urbanisierung Deutschlands.

Dies muß berücksichtigt werden, wenn von Eschweges Wirtschaftsleben in dieser Zeit gesprochen wird: Selbst wenn man unterstellt, daß die Stadt in der Zeit der Protoindustrialisierung in ökonomischer und infrastruktureller Hinsicht eine verhältnismäßig günstige Mittellage einnahm, so verlor sie dennoch diese günstige Position spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in zunehmendem Maße, bis sie schließlich im industrialisierten Deutschland des 20. Jahrhunderts zum – aus heutiger Sicht – seit Jahrzehnten staatlich subventionierten, strukturschwachen Raum wurde²².

Entfestung, Stadterweiterung und funktionale Differenzierung

Neben der demographischen Entwicklung einer Stadt ist ein weiteres Kriterium zur Verortung ihrer funktionalen Position im Industrialisierungsprozeß die Frage nach der Entfestung einer Stadt und nach der Entstehung der „Städtetechnik“²³, das heißt, dem Zeitpunkt der Einrichtung gemeindlicher Wirtschaftsbetriebe (GWB): Ihre Etablierung erfolgte gewöhnlich außerhalb des historischen Stadtkerns an für die neuen wirtschaftlichen (Infra-)Strukturen möglichst günstigen Plätzen. Einerseits die zumeist große Raumnot im al-

ten Stadtkern und andererseits die dort in der Regel weiterhin gültige Wirtschaftsverfassung (z. B. Zunftordnungen) können dabei als die entscheidenden Triebkräfte dieser Vorgänge angesehen werden²⁴.

In Eschwege vollzog sich der Ausbau der Städtetechnik nicht nur langsamer als in erfolgreich am Industrialisierungsprozeß teilhabenden Städten vergleichbarer Größenordnung und mit ebenfalls traditioneller Gewerbestruktur, sondern er setzte auch merklich später ein.

Hatten z. B. Städte wie Elberfeld und Barmen spätestens in den 1840ern Gaswerke, so bekam Eschwege das seinige erst im Jahre 1878. Die Wasserversorgung wurde ebenfalls erst seit 1891 durch ein Rohrsystem zu den südlich der Stadt gelegenen Quellen (Jupiterheide) modernisiert – einen Hochbehälter (am Galgen) errichtete man aber erst im Jahre 1910. Die Kanalisation schließlich wurde im 20. Jahrhundert begonnen, und zwar im Bereich der noch jungen Siedlung zwischen Schloß und Bahnhof. 1926 dann wurden die tiefer gelegenen, und 1928 endlich auch die restlichen Straßen an das Kanalisationsnetz angeschlossen. Gleichermäßen spät im Verhältnis zu Städten mit traditionellem Gewerbe erfolgte der Bau des Eschweger Schlachthofes im Jahre 1878. Der schrittweise Aufbau des Eschweger Elektrizitätswerkes²⁵ gar setzte zu einer Zeit (1906/08) ein, als bereits jede fünfte vergleichbare Stadt eines besaß. Gerade Teile des Textil- oder Ledergewerbes waren aber schon bald nach dem Aufkommen der Elektrizitätswerke bestrebt, Produktionssegmente mit Hilfe elektrischer Energie zu mechanisieren²⁶.

Dies deutet auf eine spät, das heißt, nach dem Zeitpunkt des Beginns der Städtetechnik zu urteilen, erst in den 1870er Jahren begonnene Phase wirtschaftlicher Expansion in Eschwege hin. Inwiefern der Prozeß der Entfestung, bzw. der flächenhaften Ausdehnung der Stadt, diesem Bild entspricht, ist im folgenden zu prüfen.

L. Hochhuth hat bei seinem – 1928 in einer Broschüre veröffentlichten – Stadtrundgang bemerkt, daß sich Eschwege im Zeitraum von 1580 bis 1870 verdoppelt, seit 1657 (wiederum bis 1870) aber vervierfacht habe²⁷ und führt darauf – sicher zu recht – die vermehrte Bautätigkeit zurück²⁸. Doch mehr als 7.000 Einwohner verkraftete Eschwege innerhalb seiner Mauern nicht, wobei die Aufstockung der Häuser mit Mietwohnungen, aber auch Warenlager des Gewerbes etc., und die intensive, von der Stadtmauer begrenzte Freiflächen-nutzung zu diesem Zeitpunkt bereits ausgeschöpft war²⁹. Außerhalb aber befanden sich um 1870 „nur je eine Zucker-, Zigarren-, Leder- und Leimfabrik und eine Haarspinnerei“³⁰ – sowie zwei Friedhöfe. Dieser Zustand änderte sich im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nur allmählich, und selbst der 1876 dem Verkehr übergebene Bahnhof löste den im Falle einer intensiven Industrialisierung (und dem damit verbundenen Zuzug immer neuer Menschenmassen, die in immer zahlreicher und größer werdenden Betrieben zu beschäftigen gewesen wären) zu erwartenden Bauboom nicht aus. Vielmehr wurde das Erscheinungsbild der in diesem letzten Jahrhundertviertel neu angelegten Straßen³¹ teilweise noch bis über die Jahrhundertwende hinaus vom Anblick nur einiger neuer Betriebe und anderer Einrichtungen bestimmt: Gasanstalt (1878), Post (1882), katholische Schule (1883; Kirche 1905), Wasserwerk (1891), Hotel Koch (1906; 1920 Stadtparkasse). Dies alles befand sich an der durch den neuen Bahnhof attraktiver gewordenen Trassenführung von Honer- und Friedrich-Wilhelm-Straße. Ferner kamen an der Bahnhofsstraße

im Laufe der Zeit das Amtsgericht, eine Bank, das Friedrich-Wilhelm-Gymnasium und der Schlachthof (seit 1878) dazu.

Ein ähnliches Bild bot sich in entgegengesetzter Richtung, mithin parallel zu den mittelalterlichen Wallanlagen entlang der ehemaligen Westbefestigung der Stadt. Dort, wo die Reichensächserstraße auf die beiden vom Bahnhof kommenden Linien trifft, knapp oberhalb des um die Jahrhundertwende noch so genannten „Neuen Tores“, wurde westlich des Nikolaiturmes der heute „An den Anlagen“, früher „Bismarckanlagen“, genannte Park eingerichtet. Er wurde nördlich vom „Neuen Tor“, südlich dagegen vom „Leimentor“ und westlich bzw. östlich von den heutigen Straßen der „Oberen“ bzw. „Unteren Anlagen“ begrenzt. Die Fortsetzung dieser Straßen bildet die an den zugeschütteten Stadtteichen entlang führende Humboldtstraße. Bemerkenswert daran ist, daß hier, gewissermaßen im Zentrum dieser jungen Mischsiedlung, eine Grünanlage, nicht etwa ein industrieller, gewerblicher oder dienstleistungsbezogener Nutzung zugedachter Raum entstand. Die Bebauung auch dieser Teilachse war zunächst von der Knaben-Bürger-Schule (1895), dem 1910 erweiterten Landeskrankenhaus (1874) und einer Roßhaarspinnerei bestimmt worden. Die über lange Zeit sporadische Wohnhausbebauung im Gründerzeitstil auf der Gesamtachse (Boyneburger Tor – Bahnhof) vervollständigte den Anblick dieser Mischsiedlung, deren beträchtliche Baulücken erst im ersten Drittel dieses Jahrhunderts größtenteils geschlossen worden sind.

Entscheidend an dieser Entwicklung ist zweierlei: zum einen der relativ späte Zeitpunkt des Entfestungsbeginns und die lange Dauer dieses Vorgangs; zum anderen ist, mit Blick auf das Resultat dieses Prozesses, zu erwähnen, daß das neue Siedlungsgebilde wiederum lediglich eine Mischform verschiedener Funktionen darstellte – keineswegs aber erwuchs eines dieser für die Industrialisierung typischen Industrieviertel mit vorgelagerten Arbeiterwohnquartieren.

Zu einem ähnlichen Ergebnis führt die Erörterung des kernstädtischen Strukturwandels. Diese Veränderungen, die aufgrund geänderter Produktions- und Handelsbedingungen erforderlich wurden, führten zur Herausbildung von wenigstens zwei Geschäftsstraßen, nämlich dem Stad und der Marktstraße mit dem Marktplatz. Doch noch immer waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Handwerkerstätten aus den Geschäftsstraßen nicht verbannt: die Umwandlung der kleingewerblichen Produktion in industrielle Formen vollzog sich also nur zögernd. Wo dies allerdings der Fall war, verloren die dort Beschäftigten ihre gewohnte Existenzgrundlage: Die Betriebe gingen ein und die Räumlichkeiten, die Stätten ihrer ehemaligen Tätigkeit, standen damit einer anderen, neuen Nutzungsform offen. Summa summarum waren Vorgänge solcher Art auf eine Weise miteinander verschränkt, daß an ihrem Ende die nämliche Differenzierung innerstädtischer Funktionsbereiche hervortrat: Neben der noch nicht industrialisierten oder sich nur allmählich modernisierenden und zentralisierenden Produktion des ursprünglichen Kleingewerbes nahmen im historischen Kern Eschweges der Handel und das Handelsgewerbe einen immer größeren Raum ein, vornehmlich im Schenkel von Stad und Marktstraße/Marktplatz. Mit dem steigenden Bedeutungsverlust der wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen (Auflösen der Zunftordnung) wuchs auch die Gewerbesegregation in räumlich getrennte und private Unternehmungen mitsamt ihren integrierten Verkaufsstätten an: So wurde

beispielsweise das traditionelle Gewandhaus oder der Tuchboden als Ort der Distribution in den 1880er Jahren überflüssig und konnte seit 1888 als Sitz der städtischen Verwaltung neu genutzt werden.

Ungeachtet des auf ökonomischem Strukturwandel basierenden Differenzierungsprozesses der historischen Altstadt blieb die Eschweger Neustadt ihrem Erscheinungsbild nach verhältnismäßig intakt. Sie war sozusagen jener Raum, an dem die von C. Schreiber hervorgehobene und seitdem oft wiederholte „materielle Fundierung“³² des Eschweger Handwerks verortet war. Denn der Charakter der Subsistenzsicherung der Bewohner dieser der Altstadt dem Grunde nach lediglich angegliederten Ackerbürgerstadt war keineswegs allein agrarischer Provenienz. Vielmehr läßt schon die Namengebung einiger ihrer Straßen – wie beispielsweise Töpfergasse – die Ansiedlung nicht unwichtiger Handwerke erkennen. Gerade diese Verschränkung von agrarisch bestrittenen Nebengewerben und kleingewerblich/merkantiler Subsistenz bei gleichzeitig stark ausgeprägter mentaler Traditionalität ihrer Bewohner war es, die die Masse der deutschen Klein- und Landstädte so auffällig indifferent gegenüber dem Prozeß der Modernisierung während der Industrialisierung erscheinen ließ. Es muß allerdings auch erwähnt werden, daß der Anteil des bäuerlichen Nebengewerbes am Lebensunterhalt der Bewohner der Eschweger Altstadt insgesamt ebenfalls bemerkenswert war und sich also die Unterschiede zwischen Alt- und Neustadt wenigstens in dieser Hinsicht nivellierten. Was aber die Trägerschaft des Modernisierungsprozesses betrifft, besonders des in Eschwege seit alters dominierenden Textil- und Ledergewerbes mitsamt seinen Nebengewerben, ist festzuhalten, daß diese Bevölkerungsgruppe in wirtschaftlicher, politischer und sozialer Hinsicht tendenziell eher der Altstadt zuzuordnen war. Dagegen sind Gewerbe und Handwerk der Neustadt nicht nennenswert in industrielle oder fabrikmäßige Betriebsformen überführt worden. Dementsprechend hoch dürfte daher der Anteil der Neustadt an der in diesem Rahmen nicht zu untersuchenden gesamtstädtischen Mobilitätsquote gewesen sein³³.

Insgesamt bedeutet dies, daß die wirtschaftliche Entwicklung Eschweges während der Industrialisierung nicht zusätzlich durch ein nennenswertes Entwicklungsgefälle zwischen Alt- und Neustadt belastet worden ist³⁴. Vielmehr ist bei der Betrachtung innerstädtischer Differenzierungsprozesse im Zusammenhang mit der Stadtentfestung auf die funktionale Einheit beider Teile hinzuweisen. Dies ist sogar zwingend geboten, wenn man bedenkt, daß sich Eschwege um die von seinen Mauern umgrenzte Fläche allein innerhalb eines knappen Jahrhunderts auf das Doppelte ausgedehnt hatte. Damit befanden sich am Vorabend des Ersten Weltkrieges innerhalb und außerhalb der ehemaligen Stadtgrenze Wohn- und Gewerbeflächen in einer bislang – jedoch lediglich vor Ort – unbekannten Größenordnung. Diese nicht nur quantitative Ausweitung der wirtschaftlichen Tätigkeit, vielmehr auch die für den einzelnen Menschen qualitativen Veränderungen ihrer Beschäftigungen neben dem Bevölkerungswachstum auf nunmehr über 12.000 Menschen – dies alles mußte im Vollzug des bürgerlichen Alltages einen für den einzelnen bemerkenswerten Niederschlag finden und führte vermutlich auch zu den eingangs erwähnten, zeitgenössischen Charakterisierungen der Eschweger Wirtschaft.

Die zusammenfassende Betrachtung sowohl der quantitativen wie der demographischen, sowie der räumlich-funktionalen Aspekte läßt für die Stadt

dennoch kaum mehr als einen gedämpften Modernisierungsschub erkennen. Eschwege gehörte im 19. Jahrhundert vielmehr zu jener Gruppe von Landstädten mit zwischen 5.000 und 20.000 Einwohnern, bei denen sich seit den 1870er Jahren bereits abzeichnete, daß sie künftig eher zu den Passivräumen Deutschlands zu rechnen sein würden als zu den industriellen Ballungszentren (oder deren Peripherieräumen) mit ihren in dieser Zeit spektakulären Veränderungen und mitunter „systembedrohenden Zuspitzungen“³⁵. Von daher kann die weitere wirtschaftliche Entwicklung dieser Städte als ein beständiger Kampf um den – in der Regel jedoch von Anfang an verpaßten – wirtschaftlichen Anschluß gesehen werden. Dies wird an späterer Stelle am Beispiel der Niederhoner Zuckerfabrik ausführlicher zu erörtern sein. Zuvor jedoch erfolgt ein kurzer Überblick über den Verlauf der Entwicklung im gewerblichen Sektor.

Entwicklung des gewerblichen Sektors

Unter anderem kann der Industrialisierungsgrad einer Region anhand folgender Rahmendaten der Entwicklung des gewerblichen Sektors bestimmt werden:

1. Bei Zugriffsmöglichkeiten auf Betriebsdaten und die Zahlen der in den Betrieben Beschäftigten kann neben der durchschnittlichen Betriebsgröße (Beschäftigte pro Betrieb) unter Zuhilfenahme der Einwohnerzahl der Region der Beschäftigungseffekt des gewerblichen Sektors (Beschäftigte pro 1.000 Einwohner) im Verhältnis zur gesamtgesellschaftlichen Produktion bestimmt werden. Schließlich ergibt sich über die Korrelation beider Einzelindikatoren ein abstrakter Faktor zur Prüfung der von beiden Indikatoren ausgehenden Tendenz³⁶.

2. Wird innerhalb des gewerblichen Sektors für die jeweils wesentlichen Produktionsbereiche einer Region ebenfalls der Indikator „Beschäftigungseffekt“ (wiederum als Zahl der Beschäftigten je 1.000 Einwohner) gebildet, und wird ferner ein Gewichtungsindikator errechnet, der den Anteil der Produktionsbereiche ins Verhältnis zum gewerblichen Sektor dieser Region insgesamt setzt (prozentualer Anteil der Beschäftigten je Produktionsbereich an der Gesamtzahl der im gewerblichen Sektor einer Region Beschäftigten), kann die Binnenstruktur dieses Sektors erfaßt werden und somit können Aussagen über die regionalen Träger des Industrialisierungsprozesses getroffen werden.

Ad 1.:

Für Eschwege und den Kreis sehen die Daten für den allgemeinen Entwicklungsverlauf von der Jahrhundertmitte bis in die 80er Jahre des 19. Jahrhunderts folgendermaßen aus³⁷:

Tabelle 1 :

Jahr	Zahl der Betriebe	Beschäftigte	Zahl der Beschäftigten pro 1000 Einwohner	durchschnittliche Zahl der Beschäftigten pro Betrieb	4 x 5
- 1 -	- 2 -	- 3 -	- 4 -	- 5 -	- 6 -
1846	2.736	4.917	117,79	1,80	212,022
1852	2.388	4.200	101,35	1,76	178,376
1861	2.833	5.028	121,58	1,78	216,412
1875	2.621	5.860	142,63	2,24	319,491
1882	2.461	6.032	139,93	2,45	342,828

Um einen Vergleich mit anderen hessischen Städten zu ermöglichen, werden im folgenden dieselben Daten für Melsungen, Witzenhausen, Hersfeld, Kassel (Stadt und Land), Kassel (Stadt) und (in einer Tabelle zusammengefaßt) für die übrigen Kreise Niederhessens (Fritzlar, Homberg, Rotenburg, Wolfhagen) gegeben.

Melsungen³⁸ :

Tabelle 2 :

Jahr	Zahl der Betriebe	Beschäftigte	Zahl der Beschäftigten pro 1000 Einwohner	durchschnittliche Zahl der Beschäftigten pro Betrieb	4 x 5
- 1 -	- 2 -	- 3 -	- 4 -	- 5 -	- 6 -
1846	1.814	2.866	90,99	1,58	143,764
1852	1.994	3.116	101,89	1,56	158,948
1861	1.737	2.914	100,32	1,68	168,538
1875	2.051	3.116	111,27	1,52	169,130
1882	1.609	2.990	103,81	1,86	193,087

Witzenhausen³⁹ :

Tabelle 3 :

Jahr	Zahl der Betriebe	Beschäftigte	Zahl der Beschäftigten pro 1000 Einwohner	durchschnittliche Zahl der Beschäftigten pro Betrieb	4 x 5
- 1 -	- 2 -	- 3 -	- 4 -	- 5 -	- 6 -
1846	2.282	4.633	137,07	2,03	278,252
1852	2.369	4.987	149,36	2,11	315,150
1861	1.902	4.650	145,68	2,45	356,916
1875	2.210	4.541	146,07	2,06	300,904
1882	1.840	4.049	131,11	2,20	288,442

Hersfeld⁴⁰:

Tabelle 4:

Jahr	Zahl der Betriebe	Beschäftigte	Zahl der Beschäftigten pro 1000 Einwohner	durchschnittliche Zahl der Beschäftigten pro Betrieb	4 x 5
- 1 -	- 2 -	- 3 -	- 4 -	- 5 -	- 6 -
1846	2.272	3.909	107,18	1,72	184,350
1852	2.005	3.344	92,79	1,67	154,960
1861	2.023	3.908	111,42	1,93	215,041
1875	1.985	3.399	103,76	1,71	177,430
1882	1.524	3.369	100,66	2,21	222,459

Kassel (Stadt und Land)⁴¹:

Tabelle 5:

Jahr	Zahl der Betriebe	Beschäftigte	Zahl der Beschäftigten pro 1000 Einwohner	durchschnittliche Zahl der Beschäftigten pro Betrieb	4 x 5
- 1 -	- 2 -	- 3 -	- 4 -	- 5 -	- 6 -
1846	3.578	9.433	136,72	2,64	360,941
1852	3.905	10.818	149,70	2,77	414,670
1861	3.180	10.408	140,38	3,27	459,043
1875	6.336	16.848	177,90	2,66	473,214
1882	7.081	20.814	203,61	2,94	598,613

Kassel (Stadt)⁴²:

Tabelle 6:

Jahr	Zahl der Betriebe	Beschäftigte	Zahl der Beschäftigten pro 1000 Einwohner	durchschnittliche Zahl der Beschäftigten pro Betrieb	4 x 5
- 1 -	- 2 -	- 3 -	- 4 -	- 5 -	- 6 -
1846	2.175	6.418	185,78	2,95	548,051
1852	-	-	-	-	-
1861	-	-	-	-	-
1875	4.128	12.504	235,73	3,03	714,262
1882	4.891	16.562	284,13	3,39	963,201

Übriges Niederhessen⁴³:

Tabelle 7:

Jahr	Zahl der Betriebe	Beschäftigte	Zahl der Beschäftigten pro 1000 Einwohner	durchschnittliche Zahl der Beschäftigten pro Betrieb	4 x 5
- 1 -	- 2 -	- 3 -	- 4 -	- 5 -	- 6 -
1846	8.255	13.372	86,61	1,63	141,174
1852	8.272	13.821	90,30	1,67	150,801
1861	8.193	14.678	100,61	1,79	180,092
1875	9.065	13.573	98,34	1,50	147,510
1882	8.029	14.336	101,40	1,79	181,510

Was ist den Zahlenreihen zu entnehmen?

Zunächst zum Anteil des gewerblichen Sektors an der gesamtgesellschaftlichen Produktion: Hier hatte das Gewerbe im Eschweger Raum um die Jahrhundertmitte einen Anteil von rund 10%, der sich zum Ende der Reihe – in den 1880er Jahren – auf 14% ausweitete. Auffällig ist, daß der gewerbliche Sektor für den Nachbarkreis Witzenhausen mit durchschnittlich 14% über die gesamte Zeitspanne auf ähnlichem Niveau lag und sich deshalb nicht signifikant vom Kreis Eschwege unterschied. Andererseits aber konnte, was die Steigerungsraten betrifft, nur die Stadt Kassel ihren ursprünglichen Anteil von rund 18% auf etwa 28% am Ende der Reihe ausdehnen. Aber selbst Kassels Gewerbe reichte damit noch nicht über jenes theoretische Drittel an der Gesamtwirtschaft hinaus, um zu dieser Zeit (1882) schon von einer eindeutigen Dominanz dieses Sektors zu sprechen⁴⁴. Um so weniger trifft dies mit einem nur 14%igen Anteil der gewerblichen an der gesamten Wirtschaft für Eschwege und den Kreis zu. Wie zu erwarten, fällt dieser Unterschied bei der Betrachtung der Werte für die durchschnittlichen Betriebsgrößen weniger auffällig ins Auge. Das hat seine Ursache darin, daß zum Teil noch weit bis über die Jahrhundertwende hinaus die kleinbetriebliche Form der Produktion im gewerblichen Sektor erhalten geblieben ist. So lag beispielsweise noch 1907⁴⁵ die Zahl der Betriebe mit zwischen einem und 5 Beschäftigten bei 89,8% von allen Betrieben, die mit zwischen 6 und 50 Beschäftigten bei 8,9% und die mit über 50 Beschäftigten (also Großbetriebe) bei nur 1,3%. Natürlich sind hierbei sowohl die räumliche Verteilung wie auch die Standortfrage zu berücksichtigen. Aber gerade die traditionellen Produktionsbereiche des gewerblichen Sektors wie Leder- und Textilgewerbe hatten selbst in ihren Zentren nur eine durchschnittliche Betriebsgröße von 1,92 Beschäftigten pro Betrieb. Gleichwohl gab es in den 1880er Jahren schon wichtige Produktionsbereiche, in denen der Großbetrieb dominierte, besonders in den Bereichen Bergbau/Salinen, Metallerzeugung (nicht Verarbeitung), Chemie und bedingt Elektroindustrie (diese mit der für sie von Anfang an typischen Dichotomie von wenigen ganz großen und zahlreichen kleineren Betrieben⁴⁶). Über den tatsächlichen Verlauf der Industrialisierung gibt eher schon der Kontrollindikator (das Produkt aus der durchschnittlichen Betriebsgröße und dem Beschäftigungseffekt) Aufschluß. So lag Eschwege

beispielsweise mit 342 Faktorpunkten am Schluß der Reihe knapp unterhalb des Niveaus, das Kassel (Stadt und Land) bereits zu Beginn derselben Reihe aufwies – was nur besagt, daß der Eschweger Industrialisierungsgrad im Jahre 1882 um mehr als drei Jahrzehnte hinter dem Kasseler zurückhing. Vergleicht man aber Eschwege mit den übrigen Regionen der Reihe, stellt man fest, daß Eschwege nur von Witzenhausen (und auch nur bis in die 1870er Jahre) übertroffen worden ist. Damit bestätigt sich zwar das bekannte Bild von Eschwege als neben Kassel der gewerbetätigsten Landstadt Niederhessens⁴⁷, zugleich jedoch, und das ist weitaus wichtiger, tritt das insgesamt in Niederhessen niedrige Niveau der Entwicklung deutlich hervor.

Ad 2.:

Die Beschaffenheit der Binnenstruktur des gewerblichen Sektors in der Region Eschwege kann anhand folgender Tabellen erläutert werden⁴⁸:

Tabelle 8:

1846

Produktionsbereich	Beschäftigte pro 1000 Einwohner	%-Anteil der Beschäftigten je Bereich im gewerbl. Sektor
- 1 -	- 2 -	- 3 -
Metallverarbeitung (I)	6,66	5,65
Textilgewerbe (II)	14,30	12,14
Papier- und Lederindustrie (III)	5,97	5,06
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (IV)	9,06	7,69
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel (V)	14,01	11,90
Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe (VI)	18,01	15,29
Baugewerbe (VII)	20,03	17,00
Handelsgewerbe (VIII)	8,96	7,61

Tabelle 9:**1852**

Produktionsbereich	Beschäftigte pro 1000 Einwohner	%-Anteil der Beschäftigten je Bereich im gewerbl. Sektor
- 1 -	- 2 -	- 3 -
Metallverarbeitung (I)	5,79	5,71
Textilgewerbe (II)	19,62	19,36
Papier- und Lederindustrie (III)	4,08	4,02
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (IV)	6,80	6,72
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel (V)	12,67	12,50
Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe (VI)	15,59	15,38
Baugewerbe (VII)	11,05	10,91
Handelsgewerbe (VIII)	8,44	8,33

Tabelle 10:**1861**

Produktionsbereich	Beschäftigte pro 1000 Einwohner	%-Anteil der Beschäftigten je Bereich im gewerbl. Sektor
- 1 -	- 2 -	- 3 -
Metallverarbeitung (I)	7,13	5,87
Textilgewerbe (II)	19,34	15,91
Papier- und Lederindustrie (III)	6,48	5,33
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (IV)	10,25	8,43
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel (V)	15,38	12,65
Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe (VI)	19,32	15,89
Baugewerbe (VII)	18,69	15,38
Handelsgewerbe (VIII)	10,66	8,77

Tabelle 11:**1875**

Produktionsbereich	Beschäftigte pro 1000 Einwohner	%-Anteil der Beschäftigten je Bereich im gewerbl. Sektor
- 1 -	- 2 -	- 3 -
Metallverarbeitung (I)	6,98	4,89
Textilgewerbe (II)	16,19	11,35
Papier- und Lederindustrie (III)	11,78	8,11
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (IV)	11,56	8,26
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel (V)	29,33	20,56
Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe (VI)	24,66	17,29
Baugewerbe (VII)	12,63	8,86
Handelsgewerbe (VIII)	12,15	8,51

Tabelle 12:**1882**

Produktionsbereich	Beschäftigte pro 1000 Einwohner	%-Anteil der Beschäftigten je Bereich im gewerbl. Sektor
- 1 -	- 2 -	- 2 -
Metallverarbeitung (I)	6,68	4,77
Textilgewerbe (II)	12,43	8,89
Papier- und Lederindustrie (III)	12,02	8,59
Industrie der Holz- und Schnitzstoffe (IV)	9,00	6,43
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel (V)	28,19	20,14
Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe (VI)	28,14	20,11
Baugewerbe (VII)	13,80	9,86
Handelsgewerbe (VIII)	14,73	10,53

Welche Entwicklung liegt diesen Zahlen zugrunde?

Die Standbeine des gewerblichen Sektors zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren in erster Linie das Baugewerbe, gefolgt von dem Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe und schließlich zu etwa gleichen Teilen von dem Textilgewerbe und den Industrien der Nahrungs- und Genußmittel.

Diese Produktionsbereiche hatten in derselben Reihenfolge auch die stärksten regionalen Beschäftigungseffekte. Am Schluß der Reihe, in den 1880er Jahren, aber trugen zu etwa gleichen Teilen die Industrien der Nahrungs- und Genußmittel und das Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe den gewerblichen Sektor und wiesen auch die höchsten Beschäftigungseffekte auf.

Das für den Eschweger Raum traditionelle und zur Jahrhundertmitte noch an dritter Stelle (Anteil am gewerblichen Sektor) positionierte Textilgewerbe fällt im Jahre 1882 auf die fünfte zurück. Die dritte Stelle nimmt nun das Handelsgewerbe ein, das 1846 noch die fünfte belegte. Das ebenfalls traditionelle Ledergewerbe arbeitet sich von der achten, d. h. der letzten Stelle in diesem Zeitraum, auf die fünfte Stelle vor, so daß nunmehr die Metallverarbeitung an der letzten Stelle liegt.

Bedeutsam an dieser Entwicklung ist weniger die interne Verschiebung der Produktionsbereiche im gewerblichen Sektor. Sie macht lediglich deutlich, daß die wirtschaftliche Entwicklung in Eschwege und im Kreis nicht so sehr von dem Textil- und/oder dem Ledergewerbe getragen wurde, wie dies immer wieder zu lesen ist⁴⁹, sondern wesentlich eher schon vom Baugewerbe, dem Bekleidungsgewerbe oder der Herstellung von Nahrungs- und Genußmitteln, bzw. seit den 1870er Jahren auch vom Handelsgewerbe.

Entscheidend vielmehr ist, daß zu keiner Zeit in diesen vier Jahrzehnten ein moderner und damit, im Hinblick auf die künftige wirtschaftliche Entwicklung, zukunftssträchtiger Produktionsbereich, wie das metallverarbeitende Gewerbe, signifikant nachgewiesen werden kann.

Diese beiden Befunde beschreiben eine ausgesprochen problematische Situation: Eschwege – wie der ganze Kreis – lebte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einer wirtschaftlichen Produktionsstruktur, die zwar meßbar positive Effekte hatte (wie Zuwachsraten und Beschäftigungswirkungen zeigen), und die sich zeitgenössisch sicher auch prosperierend darstellte⁵⁰. Aber ihre tatsächliche Überlebensfähigkeit offenbarte sich frühestens im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Denn seit dieser Zeit wurde wirtschaftliches Wachstum primär von der Chemie-, Elektro- und der Metallindustrie, ferner von den Bereichen Rohstoff- und Energiegewinnung, getragen⁵¹, jedoch längst nicht mehr von den vor Ort und im Kreisgebiet noch immer dominierenden Gewerben⁵², die deshalb auf die kommenden Anforderungen nicht vorbereitet waren.

Textilgewerbe

Wie anderenorts nahm auch in Eschwege die Textilienproduktion seit dem Mittelalter eine wichtige Rolle ein.

Vor Ort beschränkte sich die im 19. Jahrhundert nachweisbare Produktion in erster Linie auf die Verarbeitung von Flachs, gefolgt von Wolle und Baumwolle – die Seidenproduktion und Seidenverarbeitung spielte überhaupt keine Rolle⁵³; auch das flachsverarbeitende Leinengewerbe büßte zur Jahrhundertwende hin immer mehr von seiner ursprünglichen Bedeutung ein.

Die Güterpalette hergestellter Textilien bewegte sich nicht über das hessenweit Übliche hinaus und wurde außer über die örtlichen und sächsischen Märkte nach Bremen und, wie andere hessische Textilien auch, in geringem Maße nach England exportiert. Wolle, besonders Wollgarne, fanden auf preussischen sowie auf niederrheinischen Märkten Absatz. Die Rohstoffe kamen

aufgrund geoklimatischer Verhältnisse nur teilweise unmittelbar aus der Umgebung von Eschwege. Da die Qualität des hier angebauten Flachses zudem verhältnismäßig schlecht war, beschränkte sich die Fabrikation von leinenen Geweben im wesentlichen auf gröbere Stoffe⁵⁴. Auf die Woll- und Baumwollverarbeitung traf dieser Mißstand nicht im selben Maße zu, obwohl es auch in der Wollproduktion hauptsächlich die gröberen Garne waren, die von den Eschweger Tuchmachern primär verarbeitet wurden; die feineren, in erster Linie nicht im Eschweger, sondern im Eichsfelder Raum gesponnenen Garne dagegen wurden zu Weiterverarbeitungszwecken zumeist exportiert⁵⁵.

In wirtschaftspolitischer Hinsicht hatte die Eschweger Textilindustrie mit den üblichen, zeitgenössischen Schwierigkeiten zu kämpfen: Wie im Falle der Branche in Kassel auch, schränkte einerseits das Festhalten an der zünftigen Organisation des Gewerbes die Entfaltung der Produktion ein⁵⁶. Andererseits war die hessische Produktion starker nationaler wie internationaler Konkurrenz ausgesetzt: Die Textilien aus Preußen und Sachsen, aber auch aus Westfalen (vor 1866) beispielsweise, hatten zwar nicht, wie die britischen Textilien, aufgrund von Technologievorsprüngen, das heißt, dem massiven Maschineneinsatz bei der Produktion, Preisvorteile auf dem Markt – doch die auf deutschem Wirtschaftsgebiet herrschenden Zollschranken zum einen und zum anderen die wesentlich frühere Aufhebung der Zunftfesseln in den meisten deutschen Ländern benachteiligten insgesamt die Preissituation hessischer Textilien.

Diese, sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts sukzessive verschärfende Situation auf den hessischen Textilmärkten trug im Zusammenhang mit den Reaktionen auf der Herstellerseite (Kompensation des Preisverfalls durch Produktionssteigerung bei gleichzeitig einhergehender Qualitätsverschlechterung) zum Schließen eines gefährlichen Kreislaufes bei: Das so abermals vermehrte Angebot läutete einen erneuten Preisverfall ein, während der Qualitätsverlust der Waren die ohnedies schon begrenzten Absatzmöglichkeiten zusätzlich minderte⁵⁷. Im Falle der Eschweger Leinenproduktion engte die mangelhafte Rohstoffqualität (der Bast war aufgrund viel zu spät erfolgender Flachsernte viel zu fest) die Absatzchancen ein weiteres Mal ein. Zum endgültigen Untergang des Eschweger Leinengewerbes trug schließlich die nicht oder erst viel zu spät durchgeführte Maschinisierung der Produktion bei, was zur Folge hatte, daß die Arbeitskräfte dieser bis zuletzt primär klein- und nebegewerblich betriebenen Produktion in verwandte, doch durchweg lukrativere Zweige überwechselten, bzw. sich, im Falle des in landwirtschaftlichem Rahmen nebegewerblich abspielenden Leinengewerbes, auf die seit den 1870er Jahren wieder rentabler scheinende Viehzucht und auf die Intensivierung des Ackerbaus konzentrierten.

Vermutlich in der Hauptsache aus diesen Gründen blieb die protoindustrielle, d. h. eher klein- und nebegewerbliche, in einem Verlags- oder Manufakturrahmen eingebundene Organisationsform des Eschweger Textilgewerbes bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts erhalten. Denn erst in diesen Jahren, mit dem Niedergang der Leinenherstellung, entstanden auf der Basis mechanischer Woll- und Baumwollwebereien einige Betriebe, die ihre Existenz bis über den Ersten Weltkrieg hinaus fortführen konnten, so beispielsweise die noch in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts existierenden Mebedes-Werke, die aus der bereits 1842 gegründeten, aber bis fast zur Jahrhun-

dertwende vorwiegend mit Handarbeit operierenden Weberei Dörries hervorgingen⁵⁸. Allerdings hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts dann doch noch eine spürbare und nachhaltig wirksame Veränderung ergeben, über deren Vorzüge zu streiten ist: Von den im Jahre 1880 nachweisbaren 78 Tuchmachereien (gegenüber zwei mit Dampftrieb versehenen Webereien) waren rund zwanzig Jahre später lediglich gute 10% (acht Tuchmachereien) übriggeblieben (bei nunmehr sieben mit Motorkraft betriebenen Webereien). Gleichwohl kann das Produktionsvolumen dieser Schrumpfung (eher schon die auf diesem Wege freigesetzte Belegschaft) keineswegs in vollem Umfange von den nun vermehrt mechanisiert produzierenden Webereien aufgefangen worden sein, denn dazu lief die mechanische Fabrikation dort nicht nur allzu zögernd an, sondern forderte, wenigstens im Implementationszeitraum, eine große Zahl begleitender und qualifizierter, aber profitmindernder Hand-, das heißt: Facharbeit. So wurde, um dies zu illustrieren, die bereits genannte Firma Dörries zwar schon 1855 mit Wasserkraft betrieben, doch fast 15 Jahre später erst konnte die Handarbeit aus ihren Hallen verbannt werden. Ähnliches galt für die seit den 1820er Jahren in Reichensachsen ansässige, 1875 als Tuchfabrik in Eschwege neugegründete Firma Bartholomäus & Söhne, die ihre im Gründungsjahr 1875 bereits vollinstallierten mechanischen Webstühle auch erst im Jahre 1883 dauerhaft einzusetzen vermochte – in der Zwischenzeit von fast einem Jahrzehnt blieb sie folglich auf den bei einem solchen Mechanisierungsgrad im Hinblick auf die Betriebsrentabilität problematischen Einsatz von Handarbeit angewiesen.

Somit scheint es sich bei den Tuchmachereien letztlich um einen Schrumpfungsprozeß gehandelt zu haben. Teilweise kamen die auf diese Weise freigesetzten Arbeitskräfte in den neu entstandenen, nunmehr größeren und mechanisierten Betrieben unter, teilweise aber wurden sie von den neu hinzugekommenen Produktionsbereichen der Branche, wie den Strickereien und Wirkereien⁵⁹, aufgefangen. Andererseits ist die Situation auf den Märkten ins Kalkül zu ziehen, wo Wolle und Baumwolle im deutschen Wirtschaftsraum bis zur Jahrhundertwende einen seit den 1880er Jahren fast stagnierenden Anteil von 35% (Wolle), bzw. 38% (Baumwolle) hielten⁶⁰. Für die Eschweger Textilproduktion und ihre sich gerade in diesen zwei Jahrzehnten viel zu langsam vollziehende, fabrikengerechte Mechanisierung der Produktion gingen dadurch schlicht entscheidende Marktanteile verloren – betriebliche Einkünfte letztlich, die als Reinvestitionen jenen Modernisierungsprozeß möglicherweise entscheidend hätten beschleunigen können.

Das insgesamt aber Entscheidende an dieser, im gegebenen Rahmen nur an wenigen, ausgesuchten Beispielen schilderbaren Entwicklung des Überganges der kleingewerblichen Produktion textiler Güter hin zu industriellen Formen ihrer Fabrikation ist weniger das eher bescheidene Resultat dieses Prozesses (hinsichtlich des Produktionsvolumens), noch sein „gemütlicher Vollzug“, mit dem er im Vergleich zu dem in der Industrialisierungsphase üblichen Tempo vonstatten ging. Dies alles verhielt sich im restlichen Niederhessen kaum anders als in Eschwege, und selbst das im Hinblick auf die Textilbranche in Niederhessen führende Zentrum Kassel muß am Ende der Industrialisierung in dieser Hinsicht zu den „Verlierergebieten“ gezählt werden – nicht aber in Bezug auf die in dieser Epoche neu hinzugekommenen, aufstrebenden Industriezweige, besonders der Chemie-, Elektro- und der metallverarbeitenden

Industrie⁶¹. Genau in dieser Situation aber liegen die starken und problematischen Wirtschaftsgefälle der Region begründet: Die Eschweger Wirtschaft hat diese gerade für die Industrialisierung charakteristische Verschiebung der Produktionsschwerpunkte von den traditionellen Bereichen hin zu den aufstrebenden Industrien ganz offensichtlich nicht vollzogen. Vielmehr zeigen die vorliegenden Beobachtungen im Textilsektor das Gegenteil. Sie machen zugleich deutlich, daß dieser klassische Wegbereiter des Industrialisierungsprozesses – das Textilgewerbe – selbst in dessen letzter Phase noch zu wenigstens partieller Regeneration, bzw. sogar moderater Modernisierung auf kleingewerblichem Niveau fähig war. Dieses aus anderen Zusammenhängen⁶² zwar schon bekannte, bislang aber kaum näher untersuchte Phänomen trat mit dem Leinengewerbe und seiner Entwicklung in Eschwege gleich ein zweites Mal auf.

Schuh- und Ledergewerbe

Spricht man von Eschweges Wirtschaft, wird außer dem Textil- augenblicklich das Ledergewerbe angeführt. G. Seib meinte, es im Hinblick auf das Eschweger Wirtschaftsleben zur Mitte des 19. Jahrhunderts gar an erster Stelle nennen zu müssen⁶³, und G. Landau sagte, daß „das beste und meiste Sohlleder“⁶⁴ kurhessischer Provenienz Eschwege lieferte. Auch im Hessischen Städtebuch⁶⁵ wird die Leder- und Schuhherstellung neben dem Textilgewerbe als für die Eschweger Wirtschaft kennzeichnend angeführt. Hingegen taucht ein vermeintliches Zentrum niederhessischer Lederverarbeitung mit Eschwege an der Spitze in der einschlägigen Literatur überhaupt nicht auf⁶⁶. Vielmehr gelten als Zentren der Lederverarbeitung im 19. Jahrhundert außer Preußen (neben Berlin besonders die Rheinprovinz) die Länder Bayern, Baden, Württemberg und Sachsen – nicht aber Hessen⁶⁷. Das Gewerbe der Schuhmacher dagegen kannte gar keinen geographischen Schwerpunkt, sieht man einmal von der preußischen Rheinprovinz und besonders Württemberg ab⁶⁸.

In welcher Größenordnung ist dieses Eschweger Gewerbe während der Industrialisierung im Vergleich zur reichsweiten Produktion dieses Wirtschaftszweiges tatsächlich anzusetzen? H. Allmeroth⁶⁹ kann bei seinen Ausführungen über die hohe Bedeutung der Eschweger Schuhfabrikation lediglich auf zwei größere Schuhfabriken – die Firmen Hochhuth und Rost – verweisen, wobei er die Existenz der ersteren bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgte. Typischerweise entstand sie aus dem genossenschaftlichen Zusammenschluß zweier Meister, die die Zahl ihrer Gesellen bis zum Beginn der 1860er Jahre auf 20 ausdehnten und den Belegschaftsstamm nach einer ersten Ausstattung des Unternehmens mit Maschinen im Jahre 1864 in den 1870er Jahren zunächst auf 50 Arbeiter und im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts schließlich auf 100 Arbeitskräfte aufstockten. Zwischenzeitlich erfolgte um 1864 ein Fabrikneubau, dessen maschinelle Ausstattung zum Jahre 1886 hin mit Dampfantrieb versehen wurde (Folge: neues, tägliches Produktionsvolumen nunmehr 2.000 Paar Schuhe). Um die Jahrhundertwende wurde der Maschinenpark erneut erweitert (Zwickmaschinen), doch diesmal wuchs die Belegschaft bis in die Mitte der 20er Jahre dieses Jahrhunderts nur noch um 50 auf 150 Arbeitskräfte an, einschließlich aller angestellten Bürokräfte etc., jedoch ohne die bemerkenswerterweise in dieser Zeit noch immer beschäftigten Heimarbeiter des Betriebes. Die Entwicklung der Firma Rost verlief offenbar

ähnlich. Neben diesen Betrieben gab es während der ganzen Periode fortwährend einen selbständigen, kleingewerblich produzierenden Handwerkerstamm, der zunächst noch maßfabriziertes Schuhwerk lieferte, sich jedoch zunehmend mit reinen Instandsetzungstätigkeiten begnügen mußte.

Der Zusammenschluß ehemals unabhängiger Schuhmacher in einem genossenschaftlichen Produktionsverband ist in der Zeit um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert durchweg typisch für das Gewerbe (Schuhmacherassoziationen) gewesen. Diese Gesellschaften versorgten sich in erster Linie selbst auf dem Wege des koordinierten Ankaufs von Leder, das sie auf diese Weise erheblich preisgünstiger als im Falle des Einzeleinkaufs bei der mitunter rigorosen Zwischenhändlerschaft erwerben konnten. Gerade in Eschwege aber spielte dieser Aspekt angesichts des örtlichen Ledergewerbes kaum eine Rolle.

Die industrielle Fabrikation von Schuhen begann in Eschwege zwar schon in den 1850er Jahren mit der Gründung der oben erwähnten Firma Hochhuth, doch erst in der Zeit nach 1860 wurden täglich 2.000 Paar Schuhe produziert, d. h. etwa 600.000 p. a. Jedoch mindestens 850.000 Paar Schuhe p. a. lieferten demgegenüber bereits drei Jahrzehnte früher im Kgr. Sachsen die Groitz'schen Schuhwerke, die dabei ca. 1.500 Arbeitskräfte und ca. 50 Maschinen zum Einsatz brachten⁷⁰. Um einen weiteren Vergleich zu nennen: Die rheinpfälzische Stadt Pirmasens hatte um 1870 unwesentlich unter 8.000 Einwohner (Eschwege 1870: 7.108 Einwohner) und stellte in dieser Zeit pro Jahr 1,56 Mio. Paar Schuhe oder Stiefel her (Eschwege lieferte mehr als zehn Jahre später gerade die Hälfte), womit 1.700 Arbeiter und 150 Maschinen ausgelastet waren. Doch obwohl Pirmasens ein Kuriosum der kleingewerblichen Güterproduktion war, gehörte es dennoch nicht zu den Zentren der Schuhproduktion⁷¹.

Ungeachtet des sich im direkten Vergleich als niedrig erweisenden Eschweiger Produktionsvolumens tritt das beachtliche „time lag“ der tatsächlich maschinellen Fertigung (1880) im reichsweiten Vergleich zu Tage. In unmittelbarem Zusammenhang damit steht, daß die Zahl der kleingewerblich produzierenden Schuhmachermeister erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts signifikant zurückging: 1847 betrug diese Zahl 208 Meister pro 10.000 Einwohner (M/10.000). Sie steigerte sich bis zum Jahr 1895 sogar noch auf 250 M/10.000 und fiel erst in 1907 auf 161 M/10.000 zurück, um selbst damit zu dieser sehr späten Zeit noch deutlich hinter dem in den 1870er Jahren fast überhaupt nicht industrialisierten Schuhgewerbe auf altpreußischem Gebiet zu liegen (52 M/10.000⁷²).

Diese Daten – die Größenordnung der Betriebe, die produzierte Gütermenge und der Zeitpunkt des maschinellen Fertigungsbeginns sowie die Relation der selbständigen Meister in Bezug auf die Bevölkerung – legen insgesamt die Bewertung nahe, daß die protoindustrielle Produktionsform im Eschweiger Schuhgewerbe – bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts übrigens generell in Deutschland⁷³ – nicht nur im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts noch existierte, sondern daß das gleichwohl seit den 1880er Jahren vorwiegend industriell fabrizierte Güteraufkommen insgesamt auf vergleichsweise niedrigem Niveau verharrte und somit auf eine ineffektive Nutzung der industriellen Betriebsform im Gewerbe geschlossen werden kann. Die Zukunft des Eschweiger Schuhgewerbes sah daher im reichsweiten Vergleich am Vorabend des Ersten Weltkrieges real eher düster aus. Die lederverarbeitende Industrie in Deutsch-

land, obwohl selbst noch großteils kleingewerblich organisiert, war insgesamt zu diesem Zeitpunkt bereits auf dem Wege, den Automationsgrad der zum Vorbild genommenen amerikanischen Branche zu realisieren. Allein von daher schon wurde es für – wie Eschwege – derart ins Hintertreffen geratene Räume (am Produktionsvolumen wie am Technisierungsgrad gemessen) problematisch, diesen Vorsprung jemals aufzuholen.

Ähnlich defizitär verlief die Entwicklung des in Eschwege seit alters betriebenen Ledergewerbes, besonders der Sohllederbereitung (Gerberei). Für diesen Bereich ist zuvorderst hinsichtlich des Beginns der industriellen Produktionsform gegenüber der allgemeinen Entwicklung ein bemerkenswertes Zeitdefizit zu konstatieren: Von den 1880 nachweisbaren vierzig Sohlledergerbereien liefen nur acht dampfmaschinenunterstützt. Zwanzig Jahre später hatten zwar alle zu diesem Zeitpunkt noch verbliebenen zwanzig Gerbereien motorische Kraftquellen (auch die Oberlederfabrik, die Buntfärberei und die Weißgerberei⁷⁴), doch eine moderne Lederfabrik auf der Basis des neuartigen Faßgerbervorgangs und der Chromgerberei sowie mit Maschinen zum Schaben, Stanzen und Glätten des Leders kam erst im Jahre 1906 nach Eschwege, als ein Frankfurter Unternehmer vor Ort eine Niederlassung gründete⁷⁵.

Ferner zeigt sich der Entwicklungsverlauf des Eschweger Ledergewerbes an folgender Zusammenstellung: 1834 verfertigten die 21 Meister mit ihren 130 Gesellen (Meister-Gesellen-Relation 1: 6,19; in Preußen zur selben Zeit: 1: 0,819) 1.600 Zentner lohlgare Leder, d. h. 76,19 Zentner pro Gerberei und p. a.⁷⁶ In den 1840er Jahren wurden von 24 Gerbermeistern mit 200 Gesellen 3.000 Zentner Leder gefertigt (M-G-Relation: 1: 8,33; in Preußen: 1: 0,971), d. h. 125 Zentner pro Gerberei und p. a.⁷⁷ 1848 verarbeiteten 31 Gerbereien mit 300 Gesellen 6120 Zentner Leder (M-G-Relation: 1: 8,33; in Preußen: 1: 0,910), d. h. 197,4 Zentner pro Gerberei und p. a.⁷⁸ Aber selbst als schließlich die Eschweger Gerbereien in den 1880er Jahren durchschnittlich 920 Zentner Sohlleder pro Gerberei und p. a. fabrizierten, lagen sie noch immer knapp unter dem preußischen Durchschnittswert (980 Zentner in 1880 und 660 Zentner in 1867⁷⁹), obgleich die Gerbereien zu diesem Zeitpunkt in Eschwege zu 20% mechanisiert waren⁸⁰.

Neben dieser nur unterdurchschnittlichen Steigerung des Produktionsvolumens ist besonders der große Unterschied zwischen der Eschweger und der preußischen Meister-Gesellen-Relation auffällig. Dies deutet darauf hin, daß in Eschwege der Grad der Verselbständigung von Gesellen ständig niedrig blieb⁸¹: Noch 1864 betrug die M-G-Relation hier 1: 4,65⁸². So hatten die Gesellen dieses Gewerbes keine andere Wahl, als fortwährend in abhängiger Position tätig zu bleiben⁸³. Dagegen spiegeln die preußischen Werte (von 1816 bis 1850 betrugen die M-G-Relationen im Durchschnitt 1: 0,88⁸⁴) deutlich die besseren Möglichkeiten zum Sprung der Gesellen in die Selbständigkeit, und damit die bessere Kapitalisierung, wider.

Allein diese knappe Skizze der Verhältnisse des Eschweger Ledergewerbes im 19. Jahrhundert gibt schon die Problematik der (zu) spät erfolgten Technisierung der Produktion in Verbindung mit der nur mäßigen Ausdehnung der Produktionsvolumen (mit der Folge von betrieblichen Kapitalisierungsdefiziten) zu erkennen: Signifikante Wachstumsraten verzeichneten Leder- wie Schuhgewerbe jeweils erst seit den 1880er Jahren. Sie reichten aber in beiden Fällen nicht aus, um die im Vergleich zur reichsweiten Produktion entstandene-

nen Defizite zu kompensieren, so daß, wie im Falle des örtlichen Textilgewerbes auch, die Eschweger Leder- und Schuhherstellung am Ende des Industrialisierungsprozesses sich als kaum mehr konkurrenz- und damit auch als kaum mehr überlebensfähig darstellte. Dieser Zustand mag der zeitgenössischen Perspektive und selbst dem Betrachter der Zwischenkriegszeit verborgen geblieben sein. Auch der zwangsläufig Optimismus verbreitende Vergleich der Eschweger Wirtschaft mit den die Stadt umgebenden, weitaus stärker noch agrarisch bestimmten Verhältnissen, trug nicht gerade zur Aufhellung des problematischen Zustandes bei.

Möglicherweise spielte das Ausmaß der Gewerbekapitalisierung, sicher aber der erst in den 1870er Jahren erfolgte Anschluß der Stadt an das neue Verkehrsmittel, die Eisenbahn, eine gewichtige Rolle, und damit eben auch der verspätete Anschluß der Eschweger Wirtschaft an die neuen und lukrativen Absatzgebiete, was dem angesprochenen Kapitalisierungsdefizit des Gewerbes den nötigen Vorschub hätte verschaffen können. Der Bahnanschluß und die Trassenführung waren aber in letzter Konsequenz ein Problem der kurhessischen Wirtschaftspolitik⁸⁵.

Gerade diese muß bei einer Ursachendiskussion berücksichtigt werden und darf sich dabei keinesfalls allein auf die Eisenbahnfrage erstrecken. Desgleichen ist an die städtische Wirtschaftspolitik zu denken, wobei allerdings solche Dinge, wie politische Fraktionsgrenzen überschreitende, persönliche und geschäftliche Interessen, analytisch nur schwer zu fassen sind⁸⁶.

Dies alles ist im vorgegebenen Rahmen jedoch nicht zu leisten. Anhand von Einzelbeispielen allerdings lassen sich unter Verweis auf die infrastrukturelle Situation auch in einem knappen Beitrag das Ausmaß und die kritischen Punkte der Eschweger Industrialisierungsproblematik zeigen: Die erfolgreiche Teilnahme einer Region am Prozeß der Industrialisierung war offensichtlich nicht immer, wie schon die Situation im Rhein-Main-Gebiet andeutete, eine Frage nach den vorhandenen Rohstoffen, sondern mindestens ebenso eine nach der geopolitischen Lage, bzw. dem infrastrukturellen Anschluß eines Gebietes.

So waren es vermutlich gerade diese für Eschwege über lange Zeit im 19. Jahrhundert schlechten verkehrstechnischen Voraussetzungen, die zum Abgleiten der Stadt in die große Gruppe der wirtschaftlichen Passivräume beitrugen.

In diesem Sinne verdeutlichen denn auch die Entwicklungen in den anderen Eschweger Wirtschaftszweigen, ohne im einzelnen auf sie einzugehen⁸⁸, wie sehr die örtliche Wirtschaft im Untersuchungszeitraum von der Suche nach Produktions- und damit in erster Linie nach Marktnischen geprägt war. Am Beispiel der Niederhoner Zuckerfabrik⁸⁹ soll dies im folgenden verdeutlicht werden.

Zucker

Die Zuckerfabrik in Niederhone, die lediglich im Falle wirtschaftshistorisch nur schwer begründbaren Festhaltens an kommunalen Gebietsgrenzen nicht zum Eschweger Wirtschaftsraum zu rechnen ist, wurde im Jahre 1836 als eine der frühen in Deutschland gegründet und bestand bis zum Ersten Weltkrieg, bis zum Ende des Industrialisierungsprozesses also. In heimatkundlichen Schriften wird sie viel gerühmt und besonders wegen ihres frühen Gründungs-

datums als Zeichen der Innovationsfähigkeit der Eschweger Wirtschaft hervorgehoben⁹⁰.

Tatsächlich stieg der Pro-Kopf-Zuckerverbrauch in Deutschland im 19. Jahrhundert, besonders aber seit der Jahrhundertmitte⁹¹, erheblich an, so daß in der Folge davon der Rübenanbau drastisch erweitert wurde⁹² und die Rohzuckerfabrikation industriellen Stils immer umfangreicher wurde⁹³. Besonders für die während der Industrialisierungsphase vorwiegend in ihrer agrarischen Struktur verbliebenen Räume entstand hier eine Chance, über die Errichtung einer Zuckerfabrik doch noch am allgemeinen Modernisierungsprozeß teilzunehmen⁹⁴. Der Frage danach, inwieweit dies mit dem Aufbau der Niederhoner Zuckerfabrik für den Eschweger Raum gelungen ist, soll nun nachgegangen werden.

Im Jahre 1844 wurden in Niederhone 10.135 Zentner Rüben zu 506,75 Zentner Rohzucker verarbeitet⁹⁵. Anders ausgedrückt konnte aus 20 kg Rüben 1 kg Rohzucker gewonnen werden. Im Jahre 1897 schließlich gewann man aus 500.000 Zentnern Rüben 10.000 Zentner Rohzucker und 12.000 Zentner Melasse⁹⁶, d. h. von 50 kg Rüben bekam man 1 kg Rohzucker (ohne Berücksichtigung des Melasseanteils), bzw. aus 22,72 kg Rüben (wenn man die bedingt gegebene Möglichkeit, Melasse zu Rohzucker zu verarbeiten, einrechnen würde). Die Produktionseffizienz betrug somit gegenüber den 5% aus 1844 im Jahre 1897 nur noch 2%, bzw. 4,4% (mit Melasse). Vergleicht man diese Angaben mit den Daten der Zuckerfabrikation des Deutschen Zollvereins aus 1845/46, bzw. mit denen des Reiches aus 1891/92 und 1900/01⁹⁷, ergibt sich folgendes Bild: Im Jahre 1845/6 verarbeitete eine durchschnittliche deutsche Zuckerfabrik 46.407 Zentner Rüben (Niederhone: 10.135 Zentner) und gewann daraus 7.157 Zentner Rohzucker (Niederhone: 506,75 Zentner), was einer Effizienz von 14,7 kg Rüben (Niederhone: 20 kg) für 1 kg Rohzucker oder 6,8% (Niederhone: 5%) entsprach. In 1891/92 wurden durchschnittlich pro Fabrik aus 470.869 Zentnern Rüben (Niederhone: 500.000 Zentner) 56.793 Zentner Rohzucker (Niederhone: 10.000 Zentner, bzw. 22.000 Zentner mit Melasse) gewonnen, bzw. aus 8,29 kg Rüben (Niederhone: 50 kg, bzw. 22,72 kg mit Melasse) 1 kg Rohzucker. Dies entsprach einer Effizienz von 12,06% (Niederhone: 2, bzw. 4,4% mit Melasse). In 1900/01 kamen aus durchschnittlich 671.084 Zentnern Rüben pro Fabrik 94.922 Zentner Rohzucker, bzw. aus 7,07 kg Rüben 1 kg Rohzucker, was einer 14,14% igen Effizienz pro Fabrik im Reichsmittel entsprach.

Auffällig ist zunächst der große Unterschied in der überhaupt zur Verarbeitung gelangten Rübenmenge zum ersten Vergleichsdatum 1845/46, bzw. 1844. Erst um die Jahrhundertwende (1897) lag Niederhone in dieser Hinsicht auf dem allgemeinen Niveau, doch die Effizienz des Betriebes betrug in dieser Zeit bestenfalls noch ein Drittel, bzw. ein Fünftel (für 1900/01) der deutschen Durchschnittsproduktion.

Zieht man zusätzlich die mit Rüben bestellten Ackerflächen in Betracht, wird die Divergenz der Entwicklung noch deutlicher: Im Jahre 1847 waren im Einzugsbereich der Niederhoner Fabrik 32.793 Acker bestellt, 909 davon mit Rüben, d. h. 2,77% der Fläche⁹⁸. Das ergibt unter Zugrundelegung der Daten aus dem Jahre 1844 in Bezug auf 1% der mit Rüben bepflanzten Acker einen Rohzuckerertrag von 182,94 Zentner. Vergleichszahlen liegen erst für das Deutsche Reich vor, und zwar frühestens ab 1893⁹⁹, wo der Rübenanbau im

Schnitt 1,51% der Ackerfläche im Einzugsbereich einer Zuckerfabrik betrug. Legt man auch hier den zeitlich nächstliegenden Rohzuckerertrag (aus 1891/92) von 56.793 Zentnern pro Betrieb zugrunde, so kamen auf 1% der mit Rüben bebauten Ackerfläche 37.611 Zentner Rohzucker. Wird, um den direkten Vergleich zu erhalten, für Niederhone nun günstigerweise im Jahre 1897 eine gleich große Rübenfläche wie 1847 angenommen¹⁰⁰, also 2,77% (in Klammern im folgenden die Werte für das Doppelte, d. h. also für 5,54%), würde der Rohzuckerertrag in diesem Jahre in Bezug auf 1% der mit Rüben bestellten Acker im Einzugsbereich der Fabrik 3.610 Zentner ohne Melasse und 7.942 Zentner mit Melasse (1.805 Zentner, bzw. 3.971 Zentner mit Melasse) betragen haben, mithin gerade nur ein Zehntel (ohne Melasse), bzw. ein Fünftel des Ertrages (mit Melasse), der auf Reichsebene bereits ein halbes Jahrzehnt früher erreicht worden war (bei 5,54% sogar nur $\frac{1}{20}$, bzw. $\frac{1}{10}$ – jeweils mit, bzw. ohne Melasseanteil).

Damit ist klar, daß in Bezug auf den reichsweiten Durchschnitt die Niederhoner Zuckerfabrik zu keiner Zeit ihres Bestehens bis nach der Jahrhundertwende eine nennenswerte Bedeutung hatte. Der offensichtlich bis in die Mitte der 1860er Jahre dauernde Aufstieg der Fabrik muß irgendwann zwischen 1865 und 1897 durch hier nicht näher bestimmbare Entwicklungen wieder zunichte gemacht worden sein. Es war daher nur eine Frage der Zeit, wann sie ihre Produktion aufgeben würde. Der Einstieg der Eschweger Wirtschaft in diesen Bereich des Großgewerbes kann somit sicher wenigstens für diesen Zeitraum als mißlungen bezeichnet werden.

Der in Anm. 89 erwähnte Aufbau der Peitschen- und Stockfabriken als Teilbereich der Haus- und Gebrauchsgüterindustrie schien demgegenüber erfolgreicher verlaufen zu sein, zumindest bis sich selbst mit ihrem Niedergang herausstellte, daß auch dieser Versuch des Vordringens der Eschweger Wirtschaft in neue Bereiche der Produktion mißglückt war.

Fragt man nach den Ursachen dieser Entwicklung, muß auf das Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren verwiesen werden¹⁰¹. Zunächst ist im Falle der Zuckerfabrik das hohe Maß mineralischer Düngung zu nennen, das nötig war, um überhaupt gleichbleibende Rübenenerträge mit stabilem Zuckergehalt zu bekommen. Das aber war kostspielig, wie übrigens auch die personal- und zeitintensive Bearbeitung der Böden für den Rübenanbau. Zwar hatten und haben die fraglichen Äcker eine hohe Bodengüte, doch der für Personal und Düngung erforderliche Kapitalaufwand war auf der Seite der zumeist kleinbäuerlichen Rübenproduzenten offensichtlich eine Überforderung. Dieses Defizit in der Rübenmenge und in ihrer Qualität hinsichtlich des Zuckergehalts konnte seitens der Kostenkalkulation der Zuckerfabrik über die 1860er Jahre hinaus auf Dauer nicht aufgefangen werden, obwohl seit den 1850er Jahren technologische Innovationen zur Verfügung standen, die Rohzuckerausbeute wirksam zu erhöhen. Doch auch das wäre ein kapitalintensives Unterfangen gewesen, zu dessen Realisation die Kapitalisierung nicht oder noch nicht ausreichte¹⁰². Dies alles erschwerend kamen die geographische Lage und die bis in die 1870er Jahre überaus problematische Markt- bzw. Verkehrsanbindung hinzu, die den betrieblichen Reinertrag durch hohe Transportkosten für den Transport des Rohzuckers zu den Raffineriestandorten abermals schmälerten. Hatte der Rübenanbau für die örtliche Viehzucht noch unverkennbare Vorteile geboten, und schien er allein von daher schon erhaltens-

wert, so setzte doch das erfolgreiche Betreiben einer Zuckerfabrik unter genannten Umständen eine gezielte Subventionspolitik voraus. Da diese aber nicht erfolgte, verwundert der Fortbestand des Unternehmens noch bis zum Ersten Weltkrieg umso mehr.

Tabakanbau

Der Tabakanbau im Werratal¹⁰³ hatte eine lange Tradition, aber erst mit Beginn des 18. Jahrhunderts wurden die Kultur und der Anbau von Tabakpflanzen systematisch betrieben¹⁰⁴.

Zur Hochkonjunktur des regionalen Tabakanbaus (1780er Jahre bis 1818) wurden jährlich ca. 1.550 Acker (entspricht 348,75 ha) bebaut, von denen etwa 12.500 Zentner Tabakblätter geerntet wurden (d. h. durchschnittlich 35,84 Zentner pro ha)¹⁰⁵.

Im Jahre 1815 erzielte man für einen Zentner Rohtabak aus dem Werratal zwischen 10 und 15 Rtl.¹⁰⁶ auf dem Markt (Hauptmärkte waren im Rheinland, in Sachsen, in Thüringen und seit der Jahrhundertmitte auch Frankfurt¹⁰⁷).

Mit der Wirtschaftskrise in Deutschland von 1816/17 und der Aufhebung der preußischen Binnenzölle verfiel jedoch der gesamte deutsche Tabakanbau, und auch der besonders hochwertige, außereuropäische Tabak mußte starke Preiseinbußen am Markt hinnehmen. Diese Situation währte bis zur Gründung des Mitteldeutschen Zollvereins (1828/29) und besserte sich nochmals mit der Gründung des Deutschen Zollvereins (1833/34). Gleichzeitig aber setzten sich von den deutschen Tabaken nur die qualitativ höherwertigen durch, in deren Besitz das Werratal nicht war und auch durch gezielte Fördermaßnahmen nur bedingt kam¹⁰⁸.

Folge davon war, daß der Tabakanbau im Werratal trotz eines leichten Aufschwunges seit den 1840er Jahren nicht mehr sein ursprüngliches Niveau erreichte, sondern bis in die 1870er Jahre auf einem Produktionsniveau von etwa 2.500 bis 3.500 Zentnern Tabakblätter jährlich verharrte¹⁰⁹. Erst zum Jahrhundertende stieg mit einem jährlichen Ernteaufkommen von etwa 5.000 Zentnern Tabakblätter die Rohtabakproduktion im Werratal wieder deutlich an¹¹⁰.

Was die Zahl der Arbeitskräfte im Gewerbe betrifft, ist zu sagen, daß in der Hochkonjunktur etwa 1.500 Personen mit dem Tabakanbau beschäftigt waren. Bis zum Jahre 1884 reduzierte sich diese Zahl auf etwa 400 bis 500, und im Jahre 1907 schließlich fanden 833 Personen im Gewerbe Arbeit und Brot¹¹¹.

Was bedeuten diese Daten?

Nach der Krise des Tabakanbaus im Werratal (seit 1819) wurden bis zur Jahrhundertwende offenbar nicht mehr als 90 ha mit Tabakpflanzen bestellt. Bezogen auf die Jahrhundertmitte waren das aber immer noch etwa 40% des kurhessischen Tabakanbaus insgesamt¹¹². Da zusätzlich zum Ende des Jahrhunderts das Gewerbe im Werratal wieder einen Aufschwung nahm, erhöhte sich der örtliche Anteil an der kurhessischen Tabakproduktion ein weiteres Mal. Zwar erreichte das Werratal das Erntevolumen aus den 1810er Jahren nicht mehr, aber dies traf zugleich für ganz Kurhessen zu. Zieht man ferner die Preisentwicklung des Werraltabaks in Betracht, verwundert es nicht, wenn aus der örtlichen Perspektive der Eindruck entstand, als sei der – in erster Linie – Eschweger und Wanfrieder Tabakanbau von relativ großer Bedeutung gewesen.

Doch diese Perspektive, so verlockend sie auch ist, täuscht. Denn allein schon der durchschnittliche Ertrag pro Hektar lag mit zwischen 35 und 37 Zentnern Tabakblätter pro Hektar im Werratal klar unter dem kurhessischen Durchschnitt von 46 Zentnern pro ha¹¹³. Sieht man ferner auf die absoluten Ernteerträge, wird deutlich, daß Kurhessen – und damit auch Eschwege und das Werratal im Ganzen – keineswegs zu den Schwerpunktgebieten des deutschen Tabakanbaus gehörte. Die wichtigen Gebiete waren über das ganze 19. Jahrhundert hinweg vielmehr Baden und Bayern¹¹⁴. Im Gegensatz zu Kurhessen, das fortwährend Tabakimportgebiet blieb, exportierten Baden und Bayern ständig große Mengen Rohtabak¹¹⁵.

Damit ist als Befund festzuhalten, daß der Tabakanbau im Werratal, und damit auch der Eschweger Tabakanbau, bestenfalls in kurhessischen Dimensionen als bedeutsam bezeichnet werden kann. Jedoch absolut, reichsweit gesehen, war er bedeutungslos, so daß natürlich auch künftig, das heißt über das 19. Jahrhundert hinausweisend, keine Wachstumseffekte von ihm ausgehen konnten.

Tabakgewerbe

Das Folgegewerbe des Tabakanbaus im Werrtal (Tabakhandel und Tabakverarbeitung) ist ähnlich zu bewerten.

So gab es zwar über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg in Eschwege Tabakhandlungen, z. B. im Jahre 1841/42 drei Rohtabakhandlungen mit 24 bis 32 und zwei Rauchtobakhandlungen mit 11 bis 14 Arbeitskräften. Sie konnten jedoch allesamt nicht vom Tabakgeschäft allein existieren¹¹⁶ und mußten daher zur Subsistenzsicherung noch mit anderen Gütern, z. B. Ölen und Fetten, handeln¹¹⁷. Sieht man aber auf die Betriebsgrößen und die Beschäftigungswirkung, stellt man eine erstaunliche Durchschnittsgröße der Handelsunternehmen von 7 bis 9,2 Beschäftigten pro Betrieb und 35 bis 46 Beschäftigten insgesamt fest. Die Eschweger Tabakhandlungen gehörten damit in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu den größeren Unternehmen der Gegend.

Dies erklärt den zeitgenössischen, und in der heimatkundlichen Literatur zum Teil bis heute fortgeschriebenen Eindruck der relativ hohen Bedeutung dieses Gewerbes.

Nicht viel anders sieht das von den Eschweger Zigarrenfabriken zu zeichnende Bild aus. „Neben einer Anzahl kleinerer sind in Eschwege gegen 10 größere Fabriken, von denen einige über 100 Arbeiter beschäftigen“¹¹⁸, schrieb H. Bierwirth im Jahre 1897 und erweckte damit den Eindruck der fabrikmäßigen Zigarrenfabrikation. Tatsächlich aber war das Herstellen von Zigarren zum einen noch in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts größtenteils eine Angelegenheit von Heimarbeitern, vorwiegend Frauen¹¹⁹, und zum anderen bot nur die frühzeitige Mechanisierung der Produktion auf Dauer die Gewähr, der schon vor der Jahrhundertwende sich abzeichnenden Schrumpfungskrise in diesem Gewerbe zu entkommen. Mit anderen Worten: Die Betriebsgröße nach der Beschäftigtenzahl ist hier eher ein Indiz für die noch nicht erfolgte Modernisierung der Produktion, und damit eine Möglichkeit, die in der Krise der Branche besonders gefährdeten Betriebe zu erkennen. Im übrigen traf das von H. Bierwirth für das Jahrhundertende gegebene Bild in dieser Form überhaupt nicht zu. Im Jahre 1882 gab es im Kreis Eschwege 11 größere Zigarrenfabriken mit 567 und 32 kleinere mit 47 Beschäftigten sowie 46 in häuslichem Nebenge-

werbe Zigarren- und Tabakwaren herstellende Personen. Da es in Eschwege ferner zwischen 1875 und 1922 nur zwei Betriebe gab, die über 100 Personen hätten beschäftigen können¹²⁰, und ferner die Wanfrieder Firma mit zur Jahrhundertwende ebenfalls über 100 Beschäftigten bedacht werden muß, kann die Durchschnittsgröße der verbleibenden, acht größeren Betriebe im Kreis nicht wesentlich über 33 Arbeitskräften pro Betrieb (A/B) gelegen haben. Zieht man ferner das Produktionsvolumen in Betracht¹²¹, tritt deutlich die vorwiegend kleingewerbliche Produktionsstruktur des Eschweger Tabakwarengewerbes hervor¹²², die nicht von den wenigen großen Betrieben verdeckt werden kann. Andererseits ist natürlich einzuräumen, daß die zeitgenössische Perspektive aus der Stadt Eschwege heraus eine andere war. Hier mögen die Firmen Baum & Zeug sowie Ackermann sich von den anderen (mit durchschnittlich 33 Beschäftigten allerdings ebenfalls nicht gerade kleinen) Betrieben der Stadt von den insgesamt und kreisweit kleingewerblichen Unternehmen deutlich abgehoben haben.

So erklärt sich denn auch die Gewichtung des Eschweger Tabakwarengewerbes als ein bedeutsamer Sektor, obgleich das Warenaufkommen selbst im Vergleich zur reichsweiten Tabakwarenherstellung immer gering blieb¹²³.

Epilog

Das sich allein anhand einiger Fallbeispiele abzeichnende Resultat vorliegender Darstellung ist keineswegs überraschend: Der Wirtschaftsraum Eschwege gehörte im Zeitalter der Industrialisierung in zunehmendem Maße zu den im Verlauf dieser Epoche neu entstehenden wirtschaftlichen Passivräumen. Keiner der traditionellen Gewerbe- und Produktionszweige des Raumes konnte langfristig, das heißt, über die eigentliche Epoche hinaus, in die regionale Wirtschaftsstruktur integriert werden. Vielmehr ist gerade das Verschwinden der althergebrachten Produktion am Ende der Industrialisierung entschieden das zentrale Charakteristikum zur Beschreibung der örtlichen Verhältnisse.

Dies gilt in gleichem Maße für die im Industrialisierungsjahrhundert im Raum Eschwege neu entstandenen Gewerbe- und Produktionsbereiche: Nicht einer von ihnen spielte, selbst in der frühen Moderne, eine noch halbwegs bedeutsame Rolle, bzw. hatte eine im Reichsmaßstab signifikante Distributionskapazität oder Produktionseffizienz aufzuweisen.

Der Wirtschaft des Eschweger Raumes kam also zu keiner Zeit während des Untersuchungszeitraumes eine Bedeutung zu, die über diejenige der deutschen Klein- und Landstädte dieser Zeit hinauswies. Genau darin aber verbirgt sich ein noch heute wirksames Strukturproblem der wirtschaftlichen Schwerpunktverteilung in Deutschland überhaupt.

Andererseits käme wohl niemand auf die Idee, die im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert erbrachten wirtschaftlichen, städtebaulichen und verkehrstechnischen Leistungen der zeitgenössischen Gesellschaft zu übersehen oder gar unterzubewerten. Sowohl in historischer Perspektive wie auch im Vergleich zur zeitgenössischen Entwicklung des geographischen Umfeldes des Untersuchungsraumes veränderte sich das tägliche Leben in dieser Zeit rascher als jemals zuvor und auch in einem bislang nicht gekannten Ausmaß

folgte eine Neuerung der anderen, verlangte Maschine auf Maschine erneutes Umdenken, veränderte Straße um Straße und Haus um Haus die subjektive Einstellung der Menschen zu ihrer Stadt.

Aber dies alles war offensichtlich zu wenig, um den Anschluß an die sich gleichzeitig herausbildenden wirtschaftlichen Schwerpunktgebiete Deutschlands zu sichern; Eschweges Wirtschaft wuchs über ihre in Niederhessen neben Kassel in manchen Bereichen führende Stellung nicht hinaus, sondern mußte im Gegenteil sogar hinnehmen, daß spätestens seit dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts selbst diese Position immer fraglicher wurde.

Doch dieses Schicksal teilte Eschwege und sein Wirtschaftsraum mit der Masse der deutschen Landstädte: Ihre mitunter vom Hochmittelalter bis in das 19. Jahrhundert mit nur wenigen Unterbrechungen reichende ökonomische Prosperität wurde aufgrund des umfassenden Strukturwandels in Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung jäh und endgültig gestoppt: Einst blühende Städte wurden auf diese Weise völlig bedeutungslos und andere, ehemals ausschließlich agrarisch bestimmte Siedlungsräume traten an deren Stelle, um in nur einem Jahrhundert über alles bislang Dagewesene hinauszuwachsen.

So gesehen wurde die Stadt von den Folgen der Industrialisierung nur bedingt im positiven Sinne getroffen. Mit Blick auf die Gegenwart ist festzustellen, daß die ökonomische Potenz des Raumes noch immer nicht ausreichend ist, um allen in ihm lebenden Menschen Beschäftigung in ihrem näheren Lebensumfeld zu gewähren – und dies ist schließlich eines der wichtigsten Kriterien. Noch immer gibt es einen täglich größer werdenden Pendlerstrom in die nordhessische Industrie- und Verwaltungsmetropole Kassel, noch immer finden in diesem Raum bemerkenswerte Betriebsschließungen oder Standortverlegungen (sofern es sich um die berüchtigten „verlängerten Werkbänke“ großer Konzerne handelt) statt. Nach wie vor ist nur bedingt von einer soliden Basis des insgesamt eher strukturschwachen nordhessischen Raumes zu sprechen, weshalb auch das Hervortreten der Stadt in diesem nur mit Vorsicht gewürdigt werden kann.

Inwieweit sich für den Wirtschaftsraum Eschwege mit Überwindung der deutschen Teilung grundsätzliche Abhilfe einstellen wird, war hier nicht zu untersuchen. Gleichwohl: Dem offenbar unerschütterlichen Glauben daran ist in Erinnerung zu rufen, daß das Vorhandensein des „Hinterlandes“ für die wirtschaftliche Entwicklung während der Industrialisierung in ähnlicher Weise bedeutungslos war wie sein Fehlen nach der Teilung Deutschlands in Folge des Zweiten Weltkrieges bedeutsam.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. für die Region Stöppler, I: Funktionale und soziale Wandlungen im ländlichen Raum Nordhessens. Mannheim (Mannheimer geographische Schriften 15) 1982, bes. S. 155-160.
- 2 Allgemein und zur Datierung dieser Epoche vgl. Borchardt, K.: Die Industrielle Revolution in Deutschland 1750-1914, in: Europäische Wirtschaftsgeschichte, hg. v. C. M. Cipolla, deutsche Ausgabe hg. v. K. Borchardt, Bd. 4: Die Entwicklung der Industriellen Gesellschaften, Stuttgart/ New York 1977, S. 135f. Gewöhnlich ist mit dem Begriff Industrialisierung der Zeitraum von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges gemeint.
- 3 Vgl. Allmeroth, H.: Die wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Eschwege seit dem vorigen Jahrhundert. Frankfurt/ Main (Diss. WiSo) 1925; Bierwirth, H. u. H. Schindewolf: Heimatkunde des Kreises Eschwege, Eschwege 1897; Bruchmann, K. G.: Der Kreis Eschwege. Terri-

- torialgeschichte der Landschaft an der mittleren Werra, Marburg 1931; Brunnée, H.: Randgebiet Werrabogen. Wandlungen der Räume Eschwege und Sontra, in: Gemeinschaft und Politik. Zeitschrift für soziale und politische Gestalt 4, 1956, S. 40ff; Hartdegen, F. W. J.: Die Wollweber- und Tuchmacherzunft in Eschwege, in: Hessenland 38, 1926, S. 90ff und 120 ff; Hochhuth, L.: Eschwege in seiner Entwicklung zur Stadt und als Stadt, Eschwege 1928; Ders.: Eschweges Entwicklung seit 60 Jahren, in: Werratal 1, 1924, S. 122ff; Landau, G.: Beschreibung des Kurfürstentums Hessen, o. O. 1842; Schmincke, J. L. Chr.: Geschichte der Stadt Eschwege. Mit Berichtigungen und Ergänzungen im Anhang von E. Stendell, Eschwege 1923; Schreiber, C.: Physisch - medicinische Topographie des Physikatsbezirks Eschwege, Marburg 1849; Seib, G.: Aus der Geschichte von Stadt und Kreis Eschwege seit Gründung der Sparkasse, in: 125 Jahre Kreissparkasse Eschwege, S. 4ff, Eschwege 1969; Stendell, E.: Geschichte der Stadt Eschwege II. Berichtigungen und Ergänzungen zu J. L. Chr. Schmincke's Geschichte der Stadt Eschwege, Eschwege 1923 sowie zu Einzelaspekten vgl. Bierwirth, H.: Geschichte der Stadt Eschwege, Magdeburg 1932; Bojack, M.: Eschwege - Siedlungsbild, Wandlungen und Wirtschaft einer nordhessischen Stadt, Frankfurt/ Main (masch. schriftl.) 1965; Eckhardt, A.: Eschweger Zunftverfassung, Marburg 1964; Schäfer, H.: Die wirtschaftlichen Verhältnisse im hessischen Werratal, Frankfurt/ Main (masch. schriftl.) 1957; Twardy, D.: Entwicklung und funktionale Differenzierung der Stadt Eschwege, Göttingen (masch. schriftl.) 1977; Thom, W.: Einst blühende Industrien sind verschwunden, in: Werra Rundschau, 6. 6. 1964; Wollheim, S.: Staatsstraßen und Verkehrspolitik in Kurhessen von 1815 - 1840, Marburg (Schriften des Instituts für geschichtliche Landeskunde von Hessen und Nassau 14) 1937.
- 4 Vgl. z. B. Hessisches Städtebuch, hg. v. E. Keyser, Frankfurt/ Main (Deutsches Städtebuch Bd. 4: Südwest - Deutschland, 1.: Land Hessen) 1957, S. 110.
 - 5 G. Landau, op. cit., S. 304.
 - 6 H. Bierwirth, op. cit., S. 50.
 - 7 Vgl. G. Landau, op. cit., S. 90f.
 - 8 Hess. Städtebuch, op. cit., S. 110.
 - 9 Vgl. Bovensiepen, R.: Die Kurhessische Gewerbepolitik und die wirtschaftliche Lage des zünftigen Handwerks in Kurhessen von 1816 - 1867, Marburg 1909; Eiler, K.: Hessen im Zeitalter der industriellen Revolution, Frankfurt/ Main 1984; Dascher, O.: Das Textilgewerbe in Hessen - Kassel vom 16. bis 19. Jahrhundert, Marburg (Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen und Waldeck 28: Quellen und Darstellungen zur hessischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1) 1968; Möker, U.: Nordhessen im Zeitalter der Industriellen Revolution, Bonn (Neue Wirtschaftsgeschichte, Bd. 13, hg. v. I. Bog) 1977; Sakai, E.: Der kurhessische Bauer im 19. Jahrhundert und die Grundlastenablösung, Melsungen 1967.
 - 10 Vgl. K. Eiler, op. cit., S. 8f.
 - 11 Zur geograph. Einteilung vgl. U. Möker, op. cit., S. 1.
 - 12 Vgl. dazu neben O. Dascher, op. cit. besonders Kriedtke, P., H. Medick, u. J. Schlumbohm: Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus, Göttingen 1978.
 - 13 Vgl. z. B. H. Allmeroth, M. Bojack, H. Brunée, L. Hochhuth (bes. 1928, S. 108ff), G. Landau, H. Schäfer und C. Schreiber - opp. citt.
 - 14 Dies erfordert es, die Stadt Eschwege mit wichtigen Städten des Ruhrgebietes zu vergleichen, statt sie solchen Räumen gegenüberzustellen, denen sie seit dem 19. Jahrhundert durchgängig entsprach, wie z. B. Hersfeld, Melsungen oder etwa der Stadt Mühlhausen.
 - 15 Im Jahre 1769 waren es 3.813 und 1811 4.298 Einwohner, vgl. Hess.Städtebuch, op. cit., S. 109.
 - 16 Vgl. ebd. Demnach gehörte Eschwege im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zu jener Gruppe von Landstädten mit einer Einwohnerzahl von weniger als 5.000 Einwohnern, in denen 87,7% der Bevölkerung Deutschlands lebte, vgl. Strenz, W.: Zum Prozeß der Bevölkerungsagglomeration unter den Bedingungen der Industriellen Revolution des Kapitalismus am Beispiel der Entwicklung im Königsreich Preußen in seiner territorialen Ausdehnung vor 1866. Eine Materialstudie unter historisch - geographischem Aspekt. In: Studien zur Geschichte der Produktivkräfte. Deutschland zur Zeit der Industriellen Revolution, hrsg. v. K. Lärmer, Berlin (Forschungen zur Wirtschaftsgeschichte, hrsg. v. J. Kuczynski und H. Mottek, Bd. 15) 1979, S. 357. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts jedoch gehörte Eschwege in die Gruppe der Kleinstädte mit zwischen 5.000 und 20.000 Einwohnern, in der 14,1% der Deutschen lebten, vgl. Reulecke, J.: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland, Frankfurt/ Main 1985, S. 202, Tab. 2.
 - 17 Vgl. Hess. Städtebuch, op. cit., S. 109.
 - 18 Vgl. J. Reulecke, op. cit., S. 203f., Tab. 3.
 - 19 Nur auf diesen Aspekt bezieht sich dieser Vergleich. Daß ansonsten die Vergleichsmöglichkeiten mit Eschwege nicht oder nur bedingt gegeben sind, ist klar: Man denke nur an die Bedeu-

- tung der Rohstoffvorkommen für die Aufwärtsentwicklung im Ruhrgebiet. Andererseits ist aber gerade die Unterschiedlichkeit der Vergleichskontrahenten ein Erklärungsansatz für die Verschiedenartigkeit ihrer jeweiligen Entwicklung.
- 20 Vgl. J. Reulecke, op. cit., S. 203f., Tab. 3. Übrigens ist in demographischer Hinsicht Elberfeld ohnehin nur bedingt mit Eschwege zu vergleichen, da Elberfeld schon 1816 22.000 Einwohner hatte, also etwa soviel wie Kassel, vgl. ebd.
- 21 Vgl. J. Reulecke, op. cit., S. 48.
- 22 Dabei darf nicht die politische Entwicklung – in erster Linie – nach dem Zweiten Weltkriege vernachlässigt werden, die insofern prägender als die längerfristige ökonomische Entwicklung war, als sie mit der Teilung Deutschlands Eschwege seines wirtschaftlichen Hinterlandes lediglich geographisch zur Hälfte, effektiv, auf den Markt bezogen, aber weitaus mehr als dies, beraubte. Doch die historisch gewachsene, enge Verflechtung der hessischen und der thüringischen Wirtschaft, von der nicht allein Eschwege profitierte, war längst kein Ersatz für die insgesamt problematische Rohstoff- und Verkehrssituation dieses Raumes, so daß die oben auf demographischer Ebene beschriebenen ökonomischen Diskrepanzen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als kaum mehr korrigierbar erschienen. Die negativen Folgen der beiden Weltkriege verstärkten diese Situation lediglich, schufen aber kaum völlig neue Problemkonstellationen, vgl. auch H. Brunnée, op. cit., S. 40f.
- 23 Zu dieser Problematik vgl. J. Reulecke, op. cit., S. 56ff und S. 213, Tab. 9. 2., woher auch die folgenden Vergleichsdaten stammen.
- 24 Zu beachten ist, daß die neuen, im Industrialisierungsprozeß entstandenen, urbanen Zentren bei der Errichtung von GWB keineswegs in jeder Hinsicht führend waren: In ihnen steht vielmehr gerade das Fehlen einiger dieser Einrichtungen, wie Wasser-, besonders aber Abwasser- und Klärsysteme, in ursächlichem Zusammenhang mit den großen, in dieser Zeit massiv auftretenden Problemen des sozialen und hygienischen Elends. Außerdem kann über das bloße Vorhandensein eines gemeindlichen Wirtschaftsbetriebes in einer Stadt nicht ohne Einschränkungen auf seine Funktion, bzw. seinen Einzugsbereich oder seinen Versorgungskreis geschlossen werden. Oft waren es (z. B. bei den Elektrizitätswerken) allein einige wenige angeschlossene Großbetriebe, die versorgt wurden. Ähnliches gilt für die Gas-, Wasser- und Abwassersysteme, die zudem noch die Stadtteile oder Wohnviertel der gehobenen Schichten belieferten, bzw. entsorgten. In aller Regel aber war es noch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in Deutschland so, daß nirgends die gesamte Bevölkerung einer Stadt in den Genuß dieser Einrichtungen kam. Dies steht in engem Zusammenhang mit der Eigentumsform der GWB, die meist erst einige Zeit nach ihrer Gründung durch private Gesellschaften in der Hoffnung auf zusätzliche städtische Einnahmequellen kommunalisiert worden sind. Doch unter anderem die kostenintensive Ausdehnung der GWB auf die gesamte Stadt machte diese Erwartungen regelmäßig zunichte. Gleichwohl kann die Entstehung und die Ausdehnung der Städtetechnik in den Bereichen der Gas-, Wasser-/ Abwasser- und Elektrizitätswerke, der Schlachthöfe sowie der (hier nicht weiter interessierenden) Verkehrsbetriebe periodisiert und (in Bezug auf ihre Funktion im Industrialisierungsprozeß) hierarchisiert werden. Die seit den 1820er Jahren gegründeten Gaswerke beispielsweise waren überhaupt die ersten Gründungen von gemeindlichen Wirtschaftsbetrieben, die auch entsprechend früh in städtischen Besitz überführt worden sind. Natürlich war bis in die 1870er Jahre kein flächendeckender Ausbau erfolgt (1877 gab es 481 Gaswerke), doch fast die Hälfte davon (45%) war bereits städtisches Eigentum. Wasser-/ Abwassersysteme entstanden seit der Jahrhundertmitte anläßlich der zahlreichen Choleraepidemien (1829/37) zumeist zunächst allein in den Großstädten wie Hamburg, Berlin, München und Frankfurt, und auch dort nur in unzureichender, lediglich Teile eines Stadtgebietes abdeckender Form, vgl. Armengaud, A.: Die Bevölkerung Europas von 1700 bis 1914, in: Europäische Wirtschaftsgeschichte, Bd. 2, op. cit., S. 22ff und S. 23, Abb. 1. Berlin war bis über die Jahrhundertwende hinaus führend und es vergrößerte seinen Vorsprung zusehends, da bis in die 1880er Jahre lediglich 18 deutsche Städte eine Berlin ähnliche, moderne Kanalisation (90%iger Anschluß aller Grundstücke) besaßen, darunter übrigens auch Elberfeld. Mit Blick allein auf die Wasserwerke muß ferner ein noch weitaus schlechterer Versorgungsgrad festgestellt werden: Wasser war normalerweise hinreichend vorhanden und die durch die Choleraepidemien ausgelöste Qualitätsdiskussion beschränkte sich im 19. Jahrhundert gewöhnlich auf die Abwasserentsorgung (damit hielt man die Brauchbarkeit des Trinkwassers für gewährleistet). Es verwundert somit nicht, wenn es in ganz Preußen bis 1870 lediglich 12 Wasserwerke gab. Dennoch: in den folgenden fünf Jahren kamen 18 weitere hinzu und zur Jahrhundertwende waren bereits über 70% aller preußischen Städte zwischen 5 und 20.000 Einwohnern mit einem Wasserwerk ausgerüstet (in den Großstädten lag der Wert bei über 90%. Lediglich die Städte unter 5.000 Einwohner waren noch nicht zu 50% versorgt). Ne-

- ben den Wasser- und Abwassersystemen stellten auch die Schlachthöfe städtische Hygienemaßnahmen unterstützende Einrichtungen dar. Seit den 1860er Jahren wurden sie verstärkt gebaut und im Jahre 1908 hatten immerhin 60% der Städte zwischen 5 und 20.000 Einwohnern einen Schlachthof.
- 25 Im Jahre 1906 wurden zunächst die Mühlen an der ersten Werrabrücke von der Stadt gekauft. 1907 war das Werk auf dem Werdchen fertig. 1908 kaufte die Stadt schließlich die Schloßmühle zum Bau einer Turbinenanlage, vgl. H. Bierwirth 1932, op. cit., S. 39f.
 - 26 Möglich war das zunächst nur bei solchen Vorgängen der Produktion, die technisch unkompliziert und verhältnismäßig wenig energieaufwendig waren, da zum einen für kompliziertere Vorgänge keine Maschinen entwickelt und zum anderen die Leistungsabgaben der E-Werke bescheiden waren, wie auch der Transport des Stromes zum Werk selten kontinuierlich – geschweige denn von hohem Leistungsniveau – war, vgl. Hoffmann, W.: Das Wachstum der deutschen Wirtschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin (Enzyklopädie der Rechts- und Staatswissenschaft, hg. v. Kunkel, W., H. Peters und E. Preiser, Abtlg. Staatswissenschaft) 1965, S. 387f.
 - 27 Vgl. L. Hochhuth 1928, op. cit., S. 108f.
 - 28 Vgl. ebd., S. 111.
 - 29 Vgl. D. Twardy, op. cit., S. 21.
 - 30 L. Hochhuth 1928, op. cit., S. 111.
 - 31 Zunächst die Honer Landstraße und die Friedrich-Wilhelm-Straße als deren Fortsetzung in Richtung auf den neuen Bahnhof; anschließend dann die schon länger projektierte und in den 1898/ 99er Jahren gebaute, durch den ehemaligen Schloßgarten führende, heutige Bahnhofstraße als Reaktion auf das gestiegene Verkehrsaufkommen im Zusammenhang mit der für den Lastverkehr beschwerlichen, weil zum Mühlgraben hin stark abfallenden Trassenführung der Friedrich – Wilhelm – Straße.
 - 32 C. Schreiber, op. cit., S. 131 und G. Landau, op. cit., S. 305, auf den sich Schreiber offenbar bezog.
 - 33 Der Wanderungsumschlag einfacher saisonaler Wanderarbeiter oder die dauerhafte Abwanderung des qualifizierten Bürgertums ist indessen weder eindeutig der Alt- noch der Neustadt zuzuordnen, da einerseits die Neustadt über Anteile nicht zunftpflichtigen Gewerbes verfügte, andererseits der Anteil der Mietwohnungen in der Altstadt aber ebenfalls erheblich war. Beide Gruppen – die Angehörigen des „Toten Gewerbes“ und die nur Lohnabhängigen (und zur Miete wohnenden!) – waren jedoch zum großen Teil die personellen Träger des Wanderungsprozesses. Übrigens hielt sich der Wanderungsanteil von der Jahrhundertmitte bis zum Jahrhundertende sowohl im Altkreis Eschwege wie in der Stadt selbst am unteren Ende der Rangskala niederhessischer Kreise und Städte, vgl. U. Möker, op. cit., S. 30. So ist in den 1850er Jahren in Eschwege eine Abwanderungsrate von 2,56%, d. h. 158 Menschen, zu verzeichnen gewesen. Da lag selbst die mehr und bessere Beschäftigungsmöglichkeiten bietende Stadt Kassel mit 3,37% oder 1.206 Menschen merklich höher! Und im Jahrzehnt der Reichsgründung sind aus Eschwege rechnerisch unter Zugrundelegung der Kreis – Stadt – Relationen der 1850er Jahre lediglich ca. 72 Menschen oder rund 1% der Stadtbevölkerung ausgewandert, d. h. nur etwa ein Viertel des niederhessischen Durchschnitts der 1870er Jahre.
 - 34 Spannungen dieser Art drückten sich zumeist in lokalpolitischer Verpackung mit einer gehörigen Portion Lokalpatriotismus der Vertreter einzelner, örtlich-politischer Fraktionen aus und behinderten oder verzögerten auf ihre Weise nicht selten dringend notwendige Entscheidungen im Rahmen des wirtschaftspolitischen Ordnungsgefüges einer Stadt. Tatsächlich aber steckten dahinter manifeste persönliche und wirtschaftliche Interessen und Interessensverschränkungen der bekannten vetternwirtschaftlichen Art. Wie sehr dieser „Altherrenfilz“ mitunter die gesamtwirtschaftliche Entwicklung einer Stadt beeinträchtigen konnte, ist exemplarisch gut untersucht für Harburg von P. Chr. Witt: Kommunalpolitik in Harburg zwischen Interessen lokaler Eliten und Entstehung einer modernen Leistungsverwaltung (1867 – 1914). In: Ellermeyer, J., K. Richter und D. Stegmann (Hrsg.): Harburg. Von der Burg zur Stadt, Hamburg (Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 33) 1988, S. 219ff und wäre in ähnlicher Form sicher auch für Eschwege oder andere Städte ein aufschlußreiches Unterfangen.
 - 35 J. Reulecke, op. cit., S. 49.
 - 36 Hat beispielsweise der Indikator „Beschäftigungseffekt“ in einer Zeitreihe eine hohe Zuwachsrate, zeigt dies einen rasch wachsenden Industrialisierungsgrad an. Da aber nicht gleichzeitig der Indikator „durchschnittliche Betriebsgröße“ in derselben Zeitreihe mitwachsen muß (dies würde die Beibehaltung der kleinbetrieblichen Produktionsform bedeuten), kann durch geeignete Korrelation (hier: Multiplikation) beider Indikatoren die durch den ersten In-

- dikator nahegelegte Tendenz des Industrialisierungsgrades korrigiert werden. Schließlich ist dieser Faktor im Gegensatz zu beiden Einzelindikatoren mit anderen Regionen vergleichbar. Zur Indikatorenbildung überhaupt vgl. Henning, F. W.: Die Industrialisierung in Deutschland. 1800 bis 1914, Paderborn, 4. Aufl., 1978, S. 59ff.
- 37 Die folgenden Daten sind entnommen aus U. Möker, op. cit., S. 155.
- 38 Aus: ebd., S. 171.
- 39 Aus: ebd., S. 186.
- 40 Aus: ebd., S. 202.
- 41-42 Aus: ebd., S. 103.
- 43 Aus: ebd., S. 225.
- 44 Jedoch muß der gewerbliche Sektor schon in etwa dieses Drittel an der Gesamtwirtschaft erreicht haben, um von einer industrialisierten Region (bzw. Stadt) sprechen zu können. Anderenfalls würde z. B., wenn nicht gerade der agrarische, dann doch der Dienstleistungssektor vorherrschen. Dies ist sozusagen nicht mehr als die notwendige Voraussetzung für die erfolgreiche Teilnahme am Industrialisierungsprozeß, die aber noch keine Aussagen über den weiteren Verlauf, beispielsweise die Spezialisierung auf bestimmte Produktionsbereiche usw., zuläßt. Vgl. Thienel, I.: Städtewachstum im Industrialisierungsprozeß des 19. Jahrhunderts. Das Berliner Beispiel, Berlin, New York (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 39: Publikationen zur Geschichte der Industrialisierung 3) 1973, S. 56f.
- 45 Vgl. Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Band 4, hg. v. W. Fischer, Stuttgart 1985, S. 138ff.
- 46 Vgl. dazu I. Thienel, op. cit., S. 268.
- 47 Vgl. G. Landau, op. cit., S. 90f.
- 48 Aus: U. Möker, op. cit., S. 156.
- 49 So selbst im mehrfach zitierten Hessischen Städtebuch, op. cit., S. 110.
- 50 Zyklische Krisenerscheinungen werden zeitgenössisch gewöhnlich auch als solche aufgefaßt und sind deshalb keineswegs geeignet, optimistische Grundhaltungen zu trüben. Insofern sind sie hier nicht relevant.
- 51 Vgl. W. Hoffmann, op. cit., S. 48 u. 50.
- 52 Daß der Anschluß an die reichsweite Entwicklung in Eschwege nicht mehr geschafft wurde, bleibt zu belegen. Ein anderes, ebenfalls brisantes Problem jedoch kann in diesem Rahmen nicht geklärt werden: Die Frage nach der politischen Steuerung dieser Prozesse und damit die nach den Fehlentscheidungen der zeitgenössischen Wirtschaftspolitik, die wenigstens im Ansatz auch regional bestimmt worden ist.
- 53 Im Gegensatz z. B. zu Hanau, vgl. K. Eiler, op. cit., S. 138ff. Der im Eschweger Raum im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts begonnene Anbau von Maulbeerbäumen zum Zwecke der Seidenraupenzucht (der im wesentlichen als Reaktion auf den Niedergang der Leinenweberei zu verstehen ist) war über die kurzen zwei Jahrzehnte seines Bestehens immer bedeutungslos, bzw. über das Versuchsstadium gar nicht erst hinausgekommen. Die ohnehin geringen niederhessischen Maulbeerpflanzungen fanden sich hauptsächlich im Raum Allendorf. In Eschwege verfügte man nur über weniger als ein Fünftel des dortigen Baumbestandes, der mit seinen rund 800 Bäumen ebenfalls nur Marginalerträge lieferte, die abzusetzen bei den primär elberfeldischen Weiterverarbeitungsbetrieben aufgrund der geringen Mengen kaum möglich war, vgl. Menk, L.: Landwirtschaftliche Sonderkulturen im unteren Werratal. Marburg (Marburger Geographische Schriften 55) 1972, S. 121ff.
- 54 Vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 122f.: Auch durch diverse Maßnahmen der Landesregierung konnte keine nennenswerte Qualitätssteigerung erreicht werden: Leggemeister z. B. sollten für gute Waren Qualitätszeichen vergeben, Prämien für hohe Leistungen verteilen, usw. Insgesamt aber blieben diese Maßnahmen wirkungslos.
- 55 Vgl. ebd. S. 119.
- 56 Dies wurde von der landesherrlichen, bzw. kurfürstlich - kasseler Regierung mit ihren allein auf die landesweiten Märkte zielenden, damit insgesamt aber, im Gegensatz zu ihren Intentionen, restriktiven Maßnahmen zusätzlich unterstützt. Das Zunftwesen des ganzen Kreises galt übrigens schon in den 1840er Jahren historisch als überholt. Die in ihm organisierte handwerkliche und gewerbliche Produktion befand sich gegenüber frei von dessen Zwängen arbeitenden „Groß“- und Industriebetrieben in schier aussichtsloser Position. Allein, die Maßnahmen der zuständigen Kasseler Landesregierung, wie die Befreiung von der Gewerbesteuer, brachten, falls überhaupt, nur vorübergehend eine gewisse Linderung, da ihre Maßnahmen nicht das Kernproblem - den Gegensatz von zünftig reglementierter Produktion und den neuen Anforderungen des kapitalistischen Marktes - berührten und es deshalb auch nicht zu lösen vermochten. Dementsprechend nutzlos verlief daher der zwischen den betroffenen Ge-

- werben und der Landesregierung ausgefochtene Streit bis zur Aufhebung des Zunftzwanges im Jahre 1869. Jedoch die Folgen im Auseinanderklaffen der nationalen Prosperität waren nicht erst in diesem Jahre, sondern schon früher sichtbar: Denn in den anderen, mit Hessen in Konkurrenz stehenden Staaten, wurde die Gewerbefreiheit bereits viel früher eingeführt (Österreich 1860, Oldenburg 1861, Kgr. Sachsen 1861, Baden 1861 und Württemberg 1861). Dennoch sah sich die auch für den Kreis Eschwege zuständige Regierung in Kassel zu einer entsprechenden gesetzlichen Regelung nicht in der Lage. Selbst der als Reformversuch konzipierte Entwurf von 1864 fand weder im Handwerk noch im Gewerbe die erforderliche Anerkennung, obgleich das zuständige Oberzunftamt sich im September 1864 veranlaßt sah, der Vorlage zuzustimmen – mit Ausnahme der Forderung nach Beibehaltung der Meisterprüfung, insbesondere für das Bauhandwerk, da dort im Falle unzureichender Leistungen nachteilige Wirkungen mit gesundheitlichen Folgen zu erwarten gewesen wären. Indessen, zu einer Veröffentlichung dieses für Kurhessen Gültigkeit beanspruchenden Gesetzes kam es aufgrund der 1866 erfolgten Vereinigung mit Preußen nicht mehr. Vielmehr erließ die preußische Regierung schon im folgenden Jahre eine allein für Kurhessen bestimmte Ausnahmeregelung, die bis zum Erlaß der Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund im Jahre 1869 in Kraft blieb, vgl. hierzu R. Bovensiepen, op. cit., S. 75ff.
- 57 Vgl. Handbuch der Deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 1, hg. v. H. Aubin und W. Zorn, Stuttgart 1971, S. 320f.
- 58 Vgl. zu diesem und dem folgenden: H. Allmeroth, op. cit., S. 128ff.
- 59 Beispielsweise in dem bis 1820 in Frieda und danach in Eschwege ansässigen Kurz- und Wollwarenhandelshaus L. S. Brinkmann, das seit den 1890er Jahren eine Strickerei errichtete, die freilich erst im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts über eine nennenswerte mechanisierte Produktion, sowie dann aber über eine Anzahl von zunächst etwa 130 Arbeitskräften verfügte, vgl. Hess. Städtebuch, op. cit., S. 110 und H. Allmeroth, op. cit., S. 132ff.
- 60 Zwar weitete sich der Anteil der Baumwollproduktion insgesamt von ca. 30% im Jahre 1861 auf ca. 46% im Jahre 1907 aus, doch dieser Zuwachs geschah hauptsächlich zwischen 1861 und 1882 sowie zwischen 1900 und 1907, vgl. Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 4, op. cit., S. 553.
- 61 Vgl. R. Bovensiepen, op. cit., S. 75ff.
- 62 Vgl. Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 4, op. cit., S. 555.
- 63 Vgl. G. Seib, op. cit., S. 4.
- 64 G. Landau, op. cit., S. 103.
- 65 Vgl. Hess. Städtebuch, op. cit., S. 111.
- 66 Lediglich bei J. Reulecke, op. cit., S. 48f. findet der Wirtschaftsraum Werratal (allerdings mit einer knappen Bemerkung hauptsächlich über Witzenhausen) Eingang, und das auch nur als beliebig ausgewähltes Beispiel für die Entstehung wirtschaftlicher Passivräume.
- 67 Vgl. Schmoller, G.: Zur Geschichte der Deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, Hildesheim/ New York (Documenta Technica. Darstellungen und Quellen zur Technikgeschichte, hg. v. K. H. Manegold und W. Treue, Reihe I, [Nachdruck der Ausgabe Halle 1870]) 1975, S. 621 sowie S. 619, wo auf die führende Stellung Deutschlands im europaweiten Vergleich hingewiesen wird. Ferner gehörte nach Bienengräber, A.: Statistik des Verkehrs und Verbrauchs im Zollverein für die Jahre 1842 bis 1864, Berlin 1868, S. 402 (Tab.) ganz Kurhessen zu den Lederimportgebieten (darunter rubrizierte das „Statistische Bureau“ in Berlin auch grobe Lederwaren, wozu alle Arten von Schuhen gehörten). Schon aus diesem Grunde kann die Eschweger Schuhfabrikation bestenfalls landesweite Relevanz gehabt haben.
- 68 Vgl. ebd., S. 622.
- 69 Vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 134ff.
- 70 Vgl. G. Schmoller, op. cit., S. 625.
- 71 Vgl. ebd., S. 626.
- 72–73 Vgl. ebd., S. 622.
- 74 Vgl. W. Thom, op. cit., o. S.
- 75 Vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 137f. In Krefeld dagegen funktionierte schon vierzig Jahre früher, 1866, eine mechanische Großgerberei unter Anwendung des Prinzips der Schnellgerberei und lieferte eine hochdiversifizierte Produktpalette, vgl. G. Schmoller, op. cit., S. 135.
- 76 Vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 135.
- 77 Vgl. G. Landau, op. cit., S. 103.
- 78 Vgl. C. Schreiber, op. cit., S. 140.
- 79 Vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 135; G. Schmoller, op. cit., S. 622 (bei dieser Umrechnung wird davon ausgegangen, daß ein Thaler drei Mark entsprach, vgl. Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 4, op. cit., S. 941).

- 80 Vgl. W. Thom, op. cit., o. S.
- 81 Der Betrieb und die Ausweitung der Gerberei ist nicht allein eine Frage der Implementation der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekanntgewordenen technischen Neuerungen, sondern immer auch eine der Kapitaldecke. Das Ankaufen der Häute erforderte ohnehin hohe Liquiditäten, aber auch die fortlaufenden Kosten für Gebäude, Gruben etc. sind durchaus nicht gering zu veranschlagen, vgl. G. Schmoller, op. cit., S. 619f. Ein niedriger Verselbständigungsgrad zeigt deshalb eine geringe Kapitalisierung des örtlichen Gewerbesektors an.
- 82 Vgl. U. Möker, op. cit., S. 167.
- 83 Was nicht einfach war: Das Lohgerberlohniveau lag noch in den 1860er Jahren mit 4,50 Mark unter dem der Eschweger Tagelöhner (6,00 Mark). Es stieg dann zwar kontinuierlich bis zur Jahrhundertwende an, doch erst in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts hatten die Lohgerber ein Einkommen, das mit 12 Mark etwa auf dem Niveau anderer städtischer Erwerbstätiger lag, vgl. U. Möker, op. cit., S. 168.
- 84 Vgl. G. Schmoller, op. cit., S. 621.
- 85 Die Schutzzollpolitik in der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Zollunionen ist hier nicht zu erörtern, vgl. dazu R. Bovensiepen, op. cit., S. 152ff.
- 86 Zum Beispiel ist an die Rolle der Regierung in der Zunftfrage zu erinnern; vgl. Anm. 56.
- 87 Vgl. K. Eiler, op. cit., S. 35f.
- 88 Neben dem Textil-, Leder- und Schuhgewerbe mit den dazugehörigen Nebengewerben (wie Leimsiedereien; Faß- und Bottichproduktion) hatte in Eschwege der Handel eine alte und lange Tradition. Haupthandelsgüter waren Tuche, Garne, Leder, Schuhe, Fleisch- und Wurstwaren sowie Tabak. Neben den für Städte von dieser Größenordnung und von diesem Typus üblichen Handwerksberufen waren in Eschwege besonders Filz-, Hut-, Posament- und Schnurmacher, sowie (seit dem 18. Jahrhundert?) auch die Töpfer zugegen. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden ferner zahlreiche Stockfabriken, die freilich kein Jahrhundert später bereits wieder verschwunden waren, und denen bei weitem nicht die ihnen in der heimatkundlichen Literatur unterstellte Bedeutung zukommt. Im agrarischen Sektor spielte neben dem Ackerbau und dem Getreideanbau die Obstzucht eine gewisse Rolle und natürlich auch die Schafzucht, die sozusagen die Ausgangslage des Wollgewerbes sicherte. Der Weinbau (Höhepunkt im 16. Jahrhundert. Doch schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist – nicht nur in Eschwege und Grebendorf, sondern generell in den Niederungen des Werratal, besonders aber an dessen peripheren Abdachungen – von zahlreichen wüsten oder bereits in Ackerflächen oder Flächen anderer Sonderkulturen rückverwandelten Weinbergen die Rede) hob sich im untersuchten Raum niemals von den zeitgenössischen Verhältnissen anderer Gebiete ab und konnte in und um Eschwege seit seinem Niedergang ab der Mitte des 17. Jahrhunderts auch nicht wirksam und dauerhaft von anderen Kulturen ersetzt werden, wie das beispielsweise um Witzenhausen der Fall war, wo die Obstbaumpflanzung – sicher längst noch nicht die für diese Gegend seit dem 19. Jahrhundert typischen Kirschbäume – geradezu als Folgekultur bezeichnet werden kann. Für Eschwege kam der Hopfenanbau dieser Funktion als Sukzessionskultur für Wein schon näher. Doch wurde die Produktion, obschon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhundert offenbar noch bemerkenswert, am Ende dieses Jahrhunderts eingestellt und spielte somit im Untersuchungsraum während der Industrialisierung keine Rolle mehr. Vgl. allgemein Hess. Städtebuch, op. cit., S. 109ff und bes. zu den jeweiligen Kulturen L. Menk, op. cit., S. 47ff.
- 89 Man hätte als Alternative auch auf die Eschweger Peitschen- und Stockfabriken eingehen können, die es in ihrer kurzen Bestehenszeit von neun Jahrzehnten immerhin auf einen Anteil von fünf Prozent der in Eschwege lohnabhängig Beschäftigten brachten. Lt. H. Allmeroth, op. cit., S. 150ff, war die Branche zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit „modernem technischen Gerät“ ausgestattet. Gleichwohl dürfte es sich bei diesem Phänomen – mit Ausnahme zweier größerer Betriebe – um nicht mehr als eine effiziente Hausindustrie gehandelt haben. Zwar liegen noch keine Produktionsziffern vor, doch die bei H. Allmeroth, op. cit., S. 150, von dem größten Betriebe genannte Zahl für das Produktionsjahr 1910 – 180.000 Peitschen – bestätigt diese Vermutung. Denn dies bedeutet eine tägliche Stückzahl von sechs Peitschen pro Arbeitskraft – kein hoher Wert also, zumal vorgeblich modernes technisches Gerät vorausgesetzt werden kann. Vielleicht handelt es sich hier auch um nicht mehr als den um die Jahrhundertwende allenthalben zu beobachtenden Vorgang des Überganges zur fabrikmäßigen Produktion der kleineren Haushalts- und Gebrauchsgegenstände, deren massive Konzentration jedoch erst in den Zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts einsetzte (wobei folgerichtig Eschweges Peitschen- und Stockfabriken dann auch untergingen), vgl. Handbuch der europäischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 4, op. cit., S. 802ff.
- 90 Vgl. z. B. H. Bierwirth, op. cit., S. 31f.

- 91 Vgl. W. Abel: *Stufen der Ernährung*, Göttingen 1981, S. 68 und Teuteberg, H. J.: *Der Verzehr von Nahrungsmitteln in Deutschland pro Kopf und Jahr seit Beginn der Industrialisierung*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 19, 1975, S. 344ff sowie A. Bienengräber, op. cit., S. 18f., wo der deutsche Verbrauch dem europäischen gegenübergestellt wird.
- 92 In den 1880er Jahren war Deutschland europaweit führend im Rübenanbau, bis es wenig später von Rußland überholt wurde, vgl. *Handbuch der europäischen Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 4, op. cit., S. 139.
- 93 1834/5 gab es 21 deutsche Rohzuckerfabriken mit einem Produktionsaufkommen von 25.346 Zentnern Rohzucker. Doch schon 1849/50 waren es 148 Fabriken, die 768.385 Zentner Rohzucker gewannen, vgl. *Handbuch der europäischen Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 4, op. cit., S. 338. Nicht einmal zwei Jahrzehnte später lieferte demnach weniger als das 6,5fache der Fabriken das 30fache an Rohzucker.
- 94 Die Rübenzuckerfabriken werden zu jenen Zweigen des Großgewerbes gerechnet, in denen die fabrikmäßige Betriebsform bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine größere Bedeutung hatte. Danach verschwand ein Teil der Betriebe allerdings wieder und am Ende des Industrialisierungsprozesses blieben nur die im wesentlichen heute noch existierenden Standorte übrig, vgl. *Handbuch der europäischen Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 4, op. cit., S. 337f.
- 95 Vgl. C. Schreiber, op. cit., S. 143, der jedoch, wie übrigens auch G. Seib, op. cit., S. 4, 105 Zentner Rohzucker angibt. Da aber eine fünfprozentige Effizienz realistischer ist, werden in dieser Rechnung die auch von der Zuckerfabrik selbst zugrundegelegten fünf Prozent in der Verarbeitungsergiebigkeit angenommen, d. h. 506,75 Zentner Rohzucker.
- 96 Vgl. H. Bierwirth, op. cit., S. 31f. Diese Daten sind gerade im Hinblick auf den sehr späten Zeitpunkt ihrer beanspruchten Gültigkeit völlig abwegig. Hinzu kommt, daß in den Jahren 1863/5 die Zuckerfabrik bereits aus insgesamt 46.735 Zentnern Rüben 3.738 Zentner Rohzucker, bzw. aus 12,5 Kg Rüben 1 Kg Rohzucker gewinnen konnte, womit sie sich auf zeitüblichem Niveau befand, vgl. A. Bienengräber, op. cit., S. 27f. Da aber keine weiteren Zahlen vorliegen, und andererseits kein Grund zum Zweifel an der Zuverlässigkeit der bei Bierwirth genannten Zahlen besteht (die Möglichkeit der Fabrik, ihre Zahlen angesichts des wohl wie in keinem anderen Falle so rapide und rasch steigenden Steuersatzes nach unten zu korrigieren, war bereits seit 1858 nicht mehr gegeben, vgl. A. Bienengräber, op. cit., S. 23), muß auf diesem wenigen Material aufgebaut werden. Indessen, eine Erklärung für den wenigstens in der Mitte der 1860er Jahre durchschnittlichen Ertrag der Zuckerfabrik ist nicht möglich.
- 97 Zu diesen und den folgenden Zahlen vgl. Goltz, Th. Freiherr von der: *Geschichte der deutschen Landwirtschaft in zwei Bänden*. Band 2: *Das 19. Jahrhundert*. Aalen (2. Neudruck der Ausgabe Stuttgart 1903) 1984, S. 255 für die Jahre 1845/6 und S. 338 für die Jahre 1891/2 und 1900/1.
- 98 Berechnet nach C. Schreiber, op. cit., S. 132.
- 99 Vgl. Th. Freiherr von der Goltz, op. cit., S. 339.
- 100 Mehr als die Verdopplung der Fläche wäre allerdings realistischer. Im Deutschen Reich jedenfalls hatte sich die Rübenackerfläche zwischen 1878 und 1893 verdoppelt, vgl. Th. Freiherr von der Goltz, op. cit., S. 339.
- 101 Vgl. *Handbuch der europäischen Wirtschaftsgeschichte*, Bd. 4, op. cit., S. 287f.
- 102 Interessant wäre in diesem Zusammenhang wie auch hinsichtlich des bäuerlichen Rübenanbaus die Frage nach der Rolle der Darlehenskassen.
- 103 Schwerpunkte bildeten die Orte Eschwege und Wanfried, vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 142 und U. Möker, op. cit., S. 160, 163 und 167.
- 104 Vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 142. Der Zeitpunkt an sich ist bemerkenswert. Der Tabakgenuß als verbreitete Erscheinung hielt in Deutschland erst im 17. Jahrhundert Einzug; zur Durchsetzung gelangte er allerdings kaum vor der Mitte dieses Jahrhunderts, doch war ihm dann in kurzer Zeit eine ungeahnt rasche Akzeptanz beschieden. An den wechselnden Formen des Tabakgenusses – vom „trockenen Trinken“ über den Tabakkonsum mittels einer Pfeife bis hin zur Zigarre und letztlich der Zigarette – läßt sich gewissermaßen symbolisch der Einzug der Moderne ablesen, indem die jeweils neue Form des Tabakgenusses die zur Konsumtion notwendige Zeit immer mehr verkürzt. Es ist Schivelbusch, W.: *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel*, Frankfurt/Main 1990, S. 123, zuzustimmen, wenn er in diesem Zusammenhang vom Phänomen der Beschleunigung als vielleicht dem Phänomen der Moderne überhaupt spricht. Bezogen auf den Tabakanbau könnte darin ein Indiz für den Anschluß an den gesellschaftlichen, besonders den industriellen Wandel, erblickt werden und im Untersuchungszusammenhang als Anzeichen dafür gewertet werden, daß im Raum von Eschwege nach neuen Wegen der Warenproduktion gesucht worden ist.
- 105 Vgl. ebd., S. 145.

- 106 Vgl. ebd., S. 143.
- 107 Vgl. U. Möker, op. cit., S. 163 und H. Allmeroth, op. cit., S. 145.
- 108 Nach altbewährter Manier wurden erfolgreiche Tabakpflanzer prämiert, war man bemüht, bessere als die heimischen Samenarten zu beziehen und kreisweit durchzusetzen, etc., vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 146. Doch die Maßnahmen griffen, sieht man auf die Ertragseffektivität, nicht. H. Allmeroths eher voluntaristische Äußerung: „Die Qualitäten ... waren ziemlich gut“ (op. cit., S. 146) ist daher zweifelhaft.
- 109 Im Jahre 1822, als die Preußische Zollpolitik am härtesten spürbar war, wurden im Werratal etwa 400 Acker mit Tabakpflanzen bestellt, von denen ca. 3.230 Zentner Tabak geerntet wurden (H. Allmeroth, op. cit., S. 145). Dies entsprach einer Ernte von 8,075 Zentner pro Acker (oder 35,9 Zentner pro ha). 1844 betrug der Umsatz der Jahrestabakernte 60.000 Tl. (U. Möker, op. cit., S. 163), d. h. bei einem Marktpreis von 18 Tl. pro Zentner (W. G. Hoffmann, op. cit., S. 553) machte die Ernte 3.333 Zentner aus. Unter Zugrundelegung von ebenfalls 400 bebauten Acker (90 ha) wäre somit ein Durchschnittsertrag von 8,33 Zentnern Tabakblätter pro Acker erzielt worden (entspricht 37,02 Zentner auf ein ha). In 1870 entfielen von den 7.500 Zentnern fertiger Tabakwaren maximal 3.000 Zentner auf die Ernte heimischen Rohtabaks (H. Allmeroth, op. cit., S. 103 und S. 145); daß sich die Ernteverhältnisse in der Zwischenzeit verschlechterten, ist nicht anzunehmen – also kann sich nur die Tabakanbaufläche verringert haben. Dies signalisieren bereits die sich verringernden Erträge aus dem Anbau.
- 110 Vgl. H. Bierwirth, op. cit., S. 51. Bei einem Steuersatz von 18 bis 22,50 Mark pro Zentner (qualitätsabhängig) und einem Steueraufkommen von 100.000 Mark im Jahre 1897 für die örtliche Tabakproduktion müssen zwischen 4.445 und 5.546 Zentner Tabakblätter geerntet worden sein.
- 111 Vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 145f.
- 112–114 Vgl. A. Bienengräber, op. cit., S. 98.
- 115 Vgl. Handbuch der europäischen Wirtschaftsgeschichte, Bd. 4, op. cit., S. 288.
- 116 Im Jahre 1870 waren es 15.000 Zentner Tabak- und Zigarrenwaren (H. Allmeroth, op. cit., S. 103) und im Jahre 1897 noch knapp 11.000 Zentner (H. Bierwirth, op. cit., S. 51), die von den Handlungen vertrieben wurden.
- 117 So z. B. die im Jahre 1834 gegründete Rohtabakhandlung Dircks & Thorey, die neben dem Handel mit Öl ein Speditionsgeschäft betrieb und 1939/40 eine Seifenfabrik gründete, vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 147.
- 118 H. Bierwirth, op. cit., S. 51.
- 119 So richtig auch bei H. Allmeroth, op. cit., S. 148: „...wie ja überhaupt, besonders in der Zigarrenbranche in Eschwege viele Heimarbeiter, besonders Frauen, beschäftigt wurden.“
- 120 Und zwar neben der Firma Baum & Zeug, die im Jahre 1922 mit der Wanfrieder Firma Unge- witter (1825 mit ca. 20 Arbeitskräften gegründet und um die Jahrhundertwende über 100 Beschäftigte) zu einer Aktiengesellschaft fusionierte, die im Jahre 1875 gegründete Firma Ackermann, die nach 1918 zwei Filialen auf dem Eichsfeld unterhielt vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges über 300 Arbeitskräfte beschäftigte, sowie im Kriege im Rahmen von Armeebelieferungen teilweise 500 Personen in Dienst hatte, vgl. H. Allmeroth, op. cit., S. 149.
- 121 Im Jahre 1870 sind nicht mehr als 7.500 Zentner Tabakwaren von dem tabakverarbeitenden Gewerbe in Eschwege gefertigt worden (H. Allmeroth, op. cit., S. 103f. – Die verarbeiteten Importtabake sind schon eingerechnet, denn die örtliche Tabakernte des Jahres 1870 überstieg 3.000 Zentner nicht, ebd., S. 143), und im Jahre 1897 waren es knapp 11.000 Zentner.
- 122 Vgl. K. Eiler, op. cit., S. 154ff, wo exemplarisch für Hessen Gießen herausgegriffen wird, wie Eschwege ebenfalls kein Zentrum des Tabakgewerbes, aber mit ähnlichen Daten. Doch im Unterschied zu Eschwege gab es in Gießen schon in den 1830er Jahren drei Betriebe, die zusammen 200 Leute beschäftigten (ohne Heimarbeiteranteil), also 66 2/3 im Schnitt. In den 1890er Jahren lag die durchschnittliche Betriebsgröße für die Gießener Zigarrenfabriken aber bei 180 Arbeitskräften pro Betrieb. Zwar hatte die Branche in Gießen schon in den 1830er Jahren ein Produktionsvolumen von 7.500 Zentnern fertiger Tabakwaren, aber zur Jahrhundertwende unterschied es sich nicht mehr von dem Eschweger Gewerbe. Doch während in Gießen 11.000 Zentner in drei Betrieben hergestellt wurden, waren es in Eschwege immerhin 33 Betriebe, wovon sicher den größten Teil die drei Großbetriebe lieferten.
- 123 In Eschwege wurden in 1897 knapp 11.000 Zentner Tabakwaren hergestellt, im Deutschen Reich waren es zum selben Zeitpunkt ca. 37.000 Tonnen, vgl. Seibert, Th. und G. Hechler: Tabakanbau in Deutschland, Landau (Pfalz) 1976, S. 55, Tab. IV.